1,40 DM / Band 74
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Die Geister-Braut

Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 650 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,60 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 60



Die Geister-Braut

John Sinclair Nr. 74

von Jason Dark

erschienen am 04.12.1979

Titelbild von Pujolar

Sinclair Crew

Die Geister-Braut

Erinnern Sie sich noch an Mr. Grimes, den Ghoul aus der Horror-Disco?

Damals war er mir entkommen. Ich hatte ihm eine so empfindliche Niederlage beigebracht, daß er Monate brauchte, um sich davon zu erholen.

Aber er kam zurück.

Nach London!

Ohne es zu ahnen, ging ich ihm in die Falle, denn im Spukhaus an der Themse sollte sich mein Schicksal erfüllen.

Knarrend schwang die alte Tür auf, um den Mann hindurchzulassen.

Harry Erskine schlängelte sich in kleinen Küchenraum. Er blieb dicht hinter der Tür stehen und warte bis sich seine Augen an das herrschende Zwielicht gewöhnt hatten. Sekundenlang war nur sein aufgeregtes Atmen zu hören.

Durch das schmale Fenster fiel kaum Licht.

Schemenhaft erkannte Harry Erskine die Möbel.

Den alten viereckigen Tisch, die beiden Stühle. Den Schrank, bestehen aus Ober- und Unterteil. Das Waschbecken mit dem blinden Spiegel.

Die er sah und doch nicht sah.

Sein Atmen wurde unruhiger, schwerer. Er hatte die Hände geballt. Durch die spaltbreit offenstehende Tür viel ein schwacher Schein und malte den Schatten des Mannes seltsam verzerrt an die Wand.

»Harry!«

Eskine zuckte zusammen. Die Stimme seiner jungen Frau riß ihn aus seinen düsteren Gedanken, machte ihn jedoch gleichzeitig bewußt, daß er sich nicht ablenken lassen durfte. Er mußte das auch ausführen, was er sich vorgenommen hatte.

»Harry, wann kommst du?«

Er gab keine Antwort. Sie würde ihn schon früh genug sehen. Und dann sollte sie…

Harry lachte auf, als er daran dachte. Mit zwei kleinen Schritten erreichte er den Küchenschrank.

Ja, es war alles da.

Das Geschirr, die Töpfe, die Teller, die Bestecke…

Harry legte seine Hand auf die Platte und spreizte seine Finger. Dann zog er den rechten Arm zu sich heran, ließ ihn über die Kante rutschen und auf den metallenen Griff der Schublade fallen. Die Finger packten zu. Hart umklammerten sie den Griff.

Wieder ein schwerer Atemzug. Ein kurzes Zögern. Es schien, als würde sich der Mann noch einmal alles überlegen. Das Atmen mündete in einem bösen Knurren.

Dann ein Ruck.

Die Lade verkantete, war aber offen.

Einfache Bestecke blinkten. Sie lagen links, in vorgefertigten Fächern. Der Mann jedoch schaute darüber hinweg. Er interessierte sich für etwas anderes.

Sein Blick wanderte nach rechts. Dort lagen die größeren Messer. Die Tortenschneider und die beiden Fleischermesser.

Er nahm das mit der längsten Klinge.

Sie lief vorn spitz zu, so daß er auch damit zustechen konnte.

Zustechen…

Das wollte er.

Das Atmen wurde schwerer. Die Hand, die das Messer aus der Lade zog, vibrierte.

Es war eine kräftige Hand. Eine Hand, die auch zupacken konnte. Die schwere Arbeit gewohnt war.

Aber nicht zu morden.

Noch nicht…

»Harry, bitte!« Wieder hörte er die Stimme seiner Frau, und sein Gesicht verzog sich. Sekundenlang blitzten sie Augen in der Dunkelheit haßerfüllt auf, dann gab er sich einen Ruck, drehte sich um und schritt zur Tür.

Die Schublade ließ er offen. Er durchquerte den schmalen Korridor und ging an der Treppe vorbei, die nach oben führte, wo auch die Schlafzimmer lagen.

Zimmer, die sie nie benutzen würden…

Vor der Tür zum Wohnzimmer blieb er stehen.

Warmer Lichtschein fiel durch den Spalt hinaus in den Korridor und zeichnete einen hellen Balken auf den Holzdielenboden, wo er auch noch die Schuhspitzen des Mannes aus der Dunkelheit riß.

Harry Erskine erwachte wie aus einem Traum, als er die Schritte seiner jungen Frau hörte. Siedendheiß fiel ihm ein, daß er noch das Messer in der Hand hielt.

Hastig ließ er es verschwinden. Er steckte es so in seinen Gürtel, daß er sich nicht selbst verletzte, auch wenn er sich hinsetzte.

Die Tür wurde aufgezogen.

Auf der Schwelle stand Su. Susan Erskine, seit heute Harrys Frau. Sie schauten sich an.

Lange, fordernd…

Su war eine Schönheit. Sie hatte das Haar so schwarz wie das Gefieder eines Raben. Es war zu einer Außenrolle gedreht, wie es die Mode zur Zeit vorschrieb. Ihr Gesicht zeigte einen sanften Ausdruck, es verbarg die Kälte und Leidenschaft, die in dieser Frau steckte.

Das zumindest glaubte Harry Erskine.

Jetzt aber lächelte sie. »Warum willst du denn nicht kommen, Harry?«

Er quälte sich ein Grinsen ab. »Bin ja schon unterwegs.«

»Das Essen wird kalt.«

Susan trug ihr Brautkleid. Ein weißes, langes Gebilde, das sie selbst genäht hatte. Es fiel bis auf die Knöchel, und auf Susans Stirn saß ein halber Kranz aus Maiglöckchen. Wo sie die am ersten August aufgetrieben hatte, wußte selbst Harry Erskine nicht.

»Komm«, sagte sie und drehte sich um.

Sie schritt vor ihm her zu dem gedeckten Tisch.

Susan hatte sich Mühe gemacht. Zwei brennende Kerzen gaben ein anheimelndes Licht. Durch den Luftzug bewegt, warfen die

Flammenzungen lange Schatten an die Wände.

»Knipst du das Licht aus?« fragte Su.

Harry nickte und legte den Schalter um.

»Nimm doch Platz.«

Harry Erskine ging zum Tisch und setzte sich schweigend.

Su, seine Frau, lächelte ihn an. »Schenkst du den Wein ein?«

Harry Erskine nickte. Su hatte einen schweren Roten besorgt. Harry griff nach der Flasche, kippte sie und füllte die Rotweingläser.

Susan Erskine teilte die Vorsuppe aus.

Es gab Forellencremesuppe. Eine Spezialität. Aber dieses Essen sollte etwas Besonderes sein.

Susan nahm ihrem Mann gegenüber Platz. Sie lächelte und sagte: »Guten Appetit.«

Harry nickte nur. Dann aßen sie.

Susan schmeckte es ausgezeichnet, Harry kaum. Seine Gedanken beschäftigten sich mit etwas anderem.

Mit Mord!

Susan beobachtete ihren Mann über den Löffel hinweg. Sie wunderte sich, daß Harry nichts aß. Sonst hatte es ihm immer phantastisch gemundet. Und vor allen Dingen das, was Susan gekocht hatte.

Aber nun…

Die junge Frau hatte die Tasse erst zur Hälfte geleert, als sie den Löffel sinken ließ und dabei den Kopf schüttelte. »Harry, was ist mit dir? Schmeckt es dir nicht?«

»Ich habe keinen Hunger.«

Susans Lippen zuckten. Sie blickte ihren Mann an. Sie schaute in sein etwas breites Gesicht mit den wirren blonden Haaren darüber. Die Nase war kräftig, ebenso die Hände. Die Lippen jedoch schmal. Zusätzlich hatte Harry sie noch aufeinandergepreßt. Auf seiner hohen Stirn funkelten kleine Schweißperlen. Er hatte den Binder gelockert und den obersten Knopf des weißen Hemdes geöffnet.

»Warum hast du keinen Hunger?« fragte sie. »Es ist doch alles wunderbar verlaufen. Wir haben das alte Haus bekommen. Wir haben heute geheiratet. In Weiß wie du es wolltest. Du hättest also allen Grund, glücklich und zufrieden zu sein. Aber jetzt dies. Was ist nur los mit dir, Harry?«

Harry holte tief Luft. »Nichts gar nichts ist los. Ich will kein Essen.«

»Aber ich habe mir doch Mühe gegeben!« Susans Stimme klang erstickt, sie war den Tränen nahe.

Harry schob die Tasse zurück. »Ich will nicht.«

Susan schluckte. Die brennenden Dochte bewegten sich. Sie zauberten ein Wechselspiel von Licht und Schatten auf das Gesicht der jungen Frau.

»Dann sag mir bitte den Grund, Harry!«

»Kennst du den nicht?«
»Nein, dann hätte ich ja nicht gefragt.«
Harry Erskine holte tief Luft. Er griff in seine Tasche und holte ein flaches Zigarettenetui aus Blech hervor. Er klappte es auf und entnahm ihm eine Selbstgedrehte. Harry steckte sie zwischen seine Lippen, beugte sich vor und zündete die Zigarette an der Kerzenflamme an. Tief saugte er den Rauch ein, bevor er ihn durch die Nase wieder ausströmen ließ.
»Ich warte«, sagte Susan.
Harry nickte. Er nahm noch einmal einen tiefen Zug und kam dann zur Sache. »Denk an gestern abend.«
»Ja, da haben wir gefeiert.«
Harry lachte böse auf. »Und wie. Du warst ja mächtig in Form. So sehr, daß du mit deinem ehemaligen Freund Peter McCurtin verschwunden bist. Und nicht nur für drei Minuten, es waren mindestens zwei Stunden. Hundertundzwanzig Minuten. Was habt ihr in der Zeit wohl getrieben? Soll ich es dir sagen, du Flittchen? Willst du es wirklich wissen?« Harry Erskine hatte ruhig begonnen. Doch die letzten Sätze schrie er. Er warf die halbaufgerauchte Zigarette wütend in den Aschenbecher und fetzte mit einem Ruck die Decke vom Tisch. Das gesamte Geschirr fiel zu Boden. Er zerbrach in Hunderte von Scherben. Soßen, Wein, Fleisch, Kartoffeln wurden zu einem einzigen Matsch. Die beiden Kerzenflammen verlöschten zischend in einer Soßenlache.
Jetzt brannten nur noch die Wandleuchten.
Doch auch in ihrem Schein war zu erkennen, daß eine fahle Blässe Susans Gesicht überzogen hatte. Dieser Wutausbruch war für sie völlig überraschend gekommen.
»So«, sagte ihr Mann, »jetzt weißt du, was ich habe, du widerliches Biest. Du hast mich betrogen, und das verzeihe ich dir nie. Dafür bekommst du die Quittung.« Er streckte den Arm aus. Sein rechter Zeigefinger wies auf sie wie die Spitze einer Lanze. »Sag nur nicht, daß es nicht wahr ist. Versuche nichts abzustreiten. Man hat mir erzählt, was ihr in den Büschen getrieben habt. Warum hast du nicht ihn geheiratet? Deinen verdammten Peter?«
Susan Erskine erholte sich nur langsam. Dann aber verzerrte sich ihr Gesicht. »Ja!« brüllte sie zurück. »Ich war mit Peter zusammen. Und es war wunderbar, es hat mir Spaß gemacht. Ich brauchte das eben. Peter ist längst nicht so einfältig wie du, du Büffel. Und ich werde weiter mit ihm schlafen. Ich werde…«
»Neiinnn…!« Harry Erskine heulte das Wort. Er ballte die Hände. Sein flammender Blick traf die Frau, die plötzlich wußte, daß sie zu weit gegangen war.
Susan spürte die Gefahr. Sie sprang hoch und rannte aus dem Raum.

Erskine aber blieb stehen. Schwer stützte er seine Hände auf den Tisch. Mit leerem Blick stierte er die Platte an. Er hörte ihre Schritte die Stiege hocheilen zu dem Schlafraum.

Harry lächelte kalt. Er wußte, daß es ein Fehler von ihr war. Sie hätte weglaufen sollen, nach draußen fliehen. Die Chance hätte er ihr noch gelassen, aber sie rannte nach oben.

Dort war sie gefangen.

Harry Erskine schritt um den Tisch herum und näherte sich der Tür. Sie war von der Wucht wieder ins Schloß gefallen. Er öffnete sie und trat in den Korridor.

Die Treppe war schnell erreicht.

Vor der ersten Stufe blieb er stehen und lauschte.

Nichts war von oben zu hören.

Wahrscheinlich hatte sie sich im Schlafzimmer eingeschlossen. Aber das nützte ihr auch nichts.

Harry Erskine zog das Messer. Er hielt es in der rechten Hand. Er dachte daran, wie sehr er die Frau geliebt hatte. Er hätte für sie alles gegeben, aber sie hatte ihn betrogen, und deshalb sollte sie die Quittung bekommen.

Diese Hochzeitsnacht diktierte der Teufel persönlich.

Harry Erskine schwitzte. Er zog sein Jackett aus und ließ es achtlos zu Boden fallen.

Dann stieg er die Treppe hoch.

Die erste Stufe, die zweite, die dritte unaufhörlich näherte sich der Tod dem Schlafzimmer.

Auf dem kleinen Absatz blieb Erskine stehen. Er atmete ein paarmal tief durch. Seine Frau hatte auf ihrer Flucht das Licht angeknipst. Die trübe Lampe unter der Decke verbreitete einen schwachen Schein, der sich auf die blanke Messerklinge legte und sie zu einem verschwommenen Spiegel machte.

Die nächste Treppe.

Stufe für Stufe ging Harry Erskine hoch.

Er hörte das Schluchzen trotz der geschlossenen Schlafzimmertür. Sie lag sicherlich auf dem Bett, preßte ihr Gesicht in die Kissen und weinte.

Warum?

Aus Haß aus Reue?

Harry glaubte an das erstere. Und gerade dieser Haß war es, der auch seine Gefühle noch weiter hochschaukelte, der das menschliche in ihm zerriß.

Die Treppe mündete direkt in den Gang, an dem nur zwei Türen lagen. Und eine dritte, die jedoch zur Abstellkammer führte.

Die erste interessierte Harry. Die zweite Tür sollte für das Kinderzimmer sein.

Nie würde das jemals geschehen.

Harry lachte lautlos. In seinen Augen blitzte der Wahnsinn. Hart hielt er den Holzgriff des Messers fest.

Noch zwei Schritte…

Er stand vor der Tür.

Harry probierte die Klinke. Die Tür war verschlossen. Wie er es sich gedacht hatte.

Aber kein Hindernis. Er besaß genügend Kraft, um sie mit einem Tritt zu sprengen.

Trotzdem versuchte er es. »Mach auf!« schrie er.

Das Schluchzen verstummte.

»öffne, verdammt!«

»Nein!« schrie Su zurück. »Niemals öffne ich dir. Geh weg, Harry Erskine. Verschwinde. Ich will dich nicht sehen. Ich laß' mich scheiden. Morgen schon. Du bist nicht mehr mein Mann!«

Erskine lachte grollend. »Für dich gibt es kein Morgen mehr, Susan!«

Er hob den rechten Fuß.

Dann trat er zu.

Zweimal hämmerte er seine Sohle gegen das Holz. Es krachte und splitterte. Die Tür wurde förmlich aus dem Rahmen gefetzt. Mit der Füllung fiel Harry in das Schlafzimmer hinein. Er kam wie ein wütender Stier, das Messer in der Rechten.

Eine kleine Lampe brannte.

Susan hatte sich aufgesetzt. Sie sah ihren Mann, sah das Messer und begriff.

Schlagartig wurde sie sich bewußt, in welch einer Todesgefahr sie schwebte.

»Harry!« brüllte sie und hob abwehrend beide Hände.

Da fuhr Erskine schon herum. »Stirb!« schrie er, hob den rechten Arm und ließ das Messer niedersausen…

Einmal, zweimal…

Schlagartig verlöschte das Licht. Mit dem Tod der Frau senkte sich auch die Dunkelheit über das Zimmer.

Keuchen, ein Poltern, als etwas umfiel. Danach Stille.

Diese grausame Tat geschah genau am ersten August 1954!

***

Nach zwei Tagen erst wurde die Leiche gefunden.

Und zwar von Peter McCurtin, der seine ehemalige Freundin besuchen wollte.

Susan hatte versprochen, ihn anzurufen, doch er hörte nichts von ihr.

Peter wußte, daß Harry Erskine verreisen mußte. Er wollte direkt nach dem Tag der Hochzeit in Richtung Liverpool fahren. Dort mußte er etwas wegen einer Erbschaft regeln.

McCurtin wunderte sich, als er die Tür des Hauses unverschlossen fand. Es war ein ziemlich windiger Tag, und die Wellen der in der Nähe vorbeiströmenden Themse zeigten helle Schaumkronen.

Peter McCurtin stand vor der Haustür. Er hatte ebenso blondes Haar wie Harry Erskine, nur sah er besser aus. Sein Gesicht war feiner geschnitten, der Mund etwas weicher, und seine Lippen zeigten meistens ein Lächeln. Natürlich hätte Su ihn gern geheiratet, aber McCurtin hatte ihr von Beginn an zu verstehen gegeben, daß er niemals treu sein könnte, und deshalb hatte sich Su anders entschieden, obwohl sie ganz auf ihn nicht verzichten wollte.

Ein wirklich seltsames Verhältnis.

McCurtin stieß die Tür auf.

Stille empfing ihn.

Der vierundzwanzigjährige junge Mann runzelte die Stirn. »Hallo!« rief er. »Ist da jemand? Susan? Melde dich!«

Keine Antwort.

Er durchsuchte das Haus. Den ersten Schreck bekam er, als er den Wohnraum betrat. Dort sah es aus wie auf einem Schlachtfeld. Die Speisen und Getränke waren längst eingetrocknet. Sie bildeten bunte Flecken zwischen dem zerbrochenen, weißen Geschirr.

Ein Verdacht keimte in Peter auf.

Er verließ den Raum und blieb unschlüssig vor der Treppe stehen. Der Wind hatte die Haustür zugedrückt. Es war still im Innern. Gerade deshalb hörte Peter McCurtin das Brabbeln oder Murmeln, das von oben her aufklang.

Eine Gänsehaut strich über seinen Rücken.

Vorsichtig stieg er die Treppenstufen hoch. Wie vor zwei Tagen der Mörder, blieb er erst auf dem Absatz stehen, faßte sich aber ein Herz und ging weiter.

Er erreichte die erste Etage.

Plötzlich wurde die Schlafzimmertür von innen aufgezogen.

Peter blieb stehen.

Ein Schatten fiel auf die gegenüberliegende Wand. Bizarr und…

Da packte den jungen Mann das Entsetzen. Plötzlich sah er Harry Erskine. Er hielt ein Messer mit langer, blutverkrusteter Klinge in der Hand, schaute Peter an, erkannte ihn aber nicht, denn in seinen Augen flackerte der Wahnsinn.

Peter McCurtin aber machte kehrt und rannte so schnell wie noch nie in seinem Leben…

***

Harry Erskine wurde verhaftet. Er ließ sich widerstandslos festnehmen und abführen.

Vier Polizisten brachten ihn nach draußen zum Wagen. Sie passierten

auch den wartenden Peter McCurtin. So etwas wie Erkennen blitzte in den Augen des Mörders auf.

»Ich bringe dich auch um«, keuchte er. »Ich komme wieder!«

Dann zogen ihn die Beamten weiter.

Peter McCurtin aber hatte Angst.

Die Tote wollte er nicht mehr sehen. Er ging hinunter zum Fluß und saß dort, bis es dunkel geworden war. Dann fuhr er wieder mit seinem Rad zurück in die Stadt.

Der Prozeß erregte Aufsehen. Gutachter und Psychiater wurden bemüht. Auch Peter McCurtin sagte aus. Harry Erskine jedoch sprach während der gesamten vierwöchigen Dauer der Verhandlung kein einziges Wort. Er starrte stumpf zu Boden.

Zwei Verteidiger sahen die Chance ihres Lebens und erreichten tatsächlich, daß er nicht gehängt wurde, sondern in eine Heilanstalt kam. Für Peter McCurtin jedoch war das kein Trost. Er hatte das Versprechen des Mörders nicht vergessen.

Die Jahre vergingen.

Das Haus wurde verkauft, doch alle Mieter zogen rasch wieder aus, denn es hieß, daß der Geist der Toten dort herumspuken sollte.

Langsam verfiel das Haus.

Zwanzig Jahre später kaufte es ein reicher Konservenfabrikant als verschwiegenes Liebesnest. Doch als seine Freundin auf recht mysteriöse Weise die Treppe hinunterstürzte, floh auch er.

Einen neuen Käufer fand er nicht.

Erst fünf Jahre später meldete sich ein Mann, der das Haus unbedingt haben wollte.

Er nannte sich Mr. Grimes.

Niemand jedoch ahnte, daß dieser Mr. Grimes kein Mensch war, sondern ein Dämon der schlimmsten Sorte.

Ein Ghoul!

***

Seit einigen Wochen bereits sprach man in London von Madame Altari, der Frau mit dem Zweiten Gesicht.

Ich kannte sie nur aus den Zeitungen. Wenn im Sommer die sogenannte Saure-Gurken-Zeit anbrach, dann stürzten sich die Reporter auf alles, was ein wenig nach einer Sensation roch. Da machten sie aus einer Mücke einen Elefanten, und diese Madame Altari kam ihnen gerade recht. Sie wohnte noch nicht lange in England, erst seit einem Jahr. Sie war aus Süditalien zugewandert und lebte irgendwo in Soho. Von den zahlreichen Landsleuten italienischer Abstammung wurde sie regelrecht verehrt. Wie ich wußte, kamen die Menschen zu ihr, um sie um Rat zu bitten und um mit ihr über ihre Probleme zu reden.

Ich hatte mich nie um diese Frau gekümmert. Für mich gab es andere Probleme.

Da waren der Schwarze Tod, der Spuk oder Myxin. Aber auch Asmodina, die ich zwar noch nie gesehen hatte, die mir jedoch durch Serena Kyle, einer Hexe, schon angekündigt worden war.[1]

All diese Feinde lagen auf der Lauer, und wenn ich ehrlich und realistisch darüber nachdachte, konnte ich leicht schwermütig werden. Zum Glück jedoch hatte ich mir in meinem Leben eine gesunde Portion an Optimismus bewahrt, und so überstand ich auch die manchmal depressiven Stunden.

An diesem ersten August allerdings war ich leicht sauer. Nicht wegen meines Jobs, nein, das Kantinenessen beim Yard sagte mir überhaupt nicht zu.

Und Glenda Perkins erging es ähnlich. Allerdings hatte sie mich nicht in das winzige Restaurant begleitet, weil sie im Büro bleiben wollte und ihren Joghurt aß.

Sollte sie.

Ich jedenfalls freute mich auf mein Rumpsteak.

Der Gastwirt kannte mich und hatte mir auch einen Platz ganz in der Ecke freigehalten. An der kleinen, kreisrunden Theke drängten sich die Mittagspäusler und tranken ihr dunkles Bier.

Ich hatte mir auch ein Glas Ale bestellt und wartete auf mein Essen.

Der Chef persönlich servierte.

Das Rumpsteak war zwar groß wie eine Schuhsohle, aber nicht so zäh. Auf der Oberseite schmolz die Butter, und die Pommes Frites sahen knusprig aus und rochen nicht nach verbrauchtem Fett.

Ich aß langsam und genußvoll. Mein Jackett hatte ich über die Lehne gehängt. Es war ein warmer, aber auch schwüler Tag, wie ich ihn nun gar nicht liebe. Die Sonne hing als blasser Kreis am Himmel, trotzdem waren ihre Strahlen heiß und sengend.

Gar nicht blaß war die blondhaarige Frau, die plötzlich das kleine Restaurant betrat.

Wie an der Schnur gezogen, drehten sich die Männerköpfe in ihre Richtung, doch die Blonde hatte nur Augen für mich. Lächelnd und zielstrebig steuerte sie meinen Tisch zu.

Ich ließ das Besteck sinken und erhob mich.

»Bleib ruhig sitzen«, sagte Jane Collins, pustete eine Haarsträhne aus der Stirn und nahm Platz. »Himmel, ist das heiß.«

»Möchtest du was trinken?« fragte ich.

»Ja, ein Tonic.«

Ich bestellte.

»Iß du nur weiter«, sagte Jane. »Was ich dir zu erzählen habe, kann ich hinterher auch noch berichten.«

»Okay.«

Janes Getränk kam, und ich ließ es mir schmecken. Hin und wieder beobachtete ich die blondhaarige Privatdetektivin. Sie sah wieder hervorragend aus. Jane trug eine ärmellose Leinenbluse und einen leichten Sommerrock. Die Bluse war hellrot, der Rock weiß. Eine gute Kombination, fand ich. Die Detektivin hatte ihr Haar hochgesteckt, und nur zwei geschickt gelegte Rollen berührten ihre Haut am Hals.

Ich aß alles. Sogar die Schale mit den Pommes Frites. Dann lehnte ich mich aufseufzend zurück.

»John, kannst du essen!« sagte Jane.

»Wer arbeitet muß auch satt werden«, erwiderte ich.

»Seit wann arbeitest du?«

»Keine Unterstellungen, bitte.«

Jane Collins lachte und griff nach meinen Zigaretten, die auf dem Tisch lagen. Sie bot mir ein Stäbchen an. Ich hatte das Rauchen zwar eingeschränkt, aber nach dem Essen tat eine Zigarette ganz gut.

Feuer gab ich. »So«, sagte ich, »nun mal raus mit der Sprache. Was verschafft mir die Ehre deines Besuchs?«

»Es geht um eine Einladung, die wir bekommen haben.«

Ich nahm einen Schluck Bier. »Wir?«

»Kenne ich die Dame oder den Herrn?«

»Madame Altari.«

Das Bier es befand sich schon auf halbem Weg zwischen Mund und Magen wollte zurück. So sauer stieß mir die Antwort auf. »Jane, tu mir das nicht an. Nicht die.«

»Doch, John, wir gehen hin.«

»Wieso denn?« Ich dämpfte meine Stimme etwas. »Diese Frau ist eine Betrügerin, da gehe ich nicht hin.«

»Hast du Beweise?«

»Nein, aber…«

Jane lächelte. »Na bitte…«

Ich gab mich halb geschlagen. Jane Collins hatte einen umwerfenden Charme, auch die größten Zweifler damit zu überzeugen. »Okay«, sagte ich, »worum handelt es sich also?«

»Schon besser, mein lieber John. Madame Altari rief mich an. Sie sagte mir, daß sie von dir gehört habe, sich aber nicht traue, dich anzurufen. Sie ist unter anderem auch ein Medium, und während einer Sitzung tauchte ein Geist auf. Eine Frauengestalt. Mehr war nicht aus ihr herauszubekommen, aber die Frau hatte ihr gesagt, daß sie wiederkommen würde, und zwar am folgenden Tag in der Sitzung. Sie würde von einem Verbrechen berichten und uns eine Warnung zukommen lassen. Das ist alles, was ich weiß.«

»Wenig genug.«

»Sei doch nicht so voreingenommen«, warf Jane mir vor. »Ich kann mich gut an Fälle erinnern, da bist du hineingestolpert, ohne auch nur

einen konkreten Hinweis zu besitzen. Stimmt's?«

»Ja«, mußte ich widerwillig zugeben.

»Na also.«

»Aber hier liegt der Fall anders.« Ich gab nicht auf. »Diese Frau kann man nicht ernst nehmen. Die macht sich doch nur wichtig. Sie ist eine Spinnerin, eine von vielen, die auf leichte und geschickte Art und Weise reich werden wollen. Mehr sehe ich nicht in ihr. Und die Reporter einiger Zeitungen haben ihr durch ihre Berichte noch dazu verholfen.«

»Ich meine, du solltest hingehen.«

»Wenn du willst ja. Wann?«

»Heute abend, wie ich dir schon sagte. Du kannst mich abholen, denn ich möchte gern dabei sein.«

»Läßt das dein Job überhaupt zu?«

Jane lächelte. »Sicher. Du, da fällt mir was ein, wo wir gerade zusammensitzen. Stimmt es, daß Kommissar Mallmann eine Freundin hat?«

Ich nickte.

»Wie sieht sie aus, John. Ist sie hübsch? Rede schon, laß dir nicht die Würmer aus der Nase ziehen.« Jane reagierte wie Millionen andere Frauen auch. Mit großer weiblicher Neugierde.

»Sie hat schwarze Haare und sieht gut aus.«

»Wie denn?«

»Himmel, fahr hin und schau sie dir an.«

»Ekel.«

Ich lachte und winkte, um zu zahlen. Fünf Minuten später verließen wir das kleine Restaurant.

***

Ich hatte Jane Collins versprochen, sie am Abend abzuholen. Und das Versprechen hielt ich.

Gegen achtzehn Uhr schellte ich an ihrer Tür. Jane Collins hatte sich schon umgezogen. Sie trug jetzt ein zweiteiliges Kleid in etwas dunkleren, verwaschen wirkenden Farben, das ihr sehr gut stand.

»Wir können«, sagte sie und ließ mich erst gar nicht eintreten.

»Hast du es eilig, Jane.«

»Immer im Dienst, John.«

***

Madame Altari wohnte in Soho. Am Trafalgar Square gerieten wir in einen Stau und verloren acht Minuten. Dann fuhren wir die berühmte Regent Street entlang, und am Swiss Center stellte sie den Bentley auf einem öffentlichen Parkplatz ab.

In Soho war mal wieder der Bär los.

Touristengruppen aus aller Herren Länder strömten in das Londoner

Vergnügungsviertel. Halbseidene Typen lauerten schon auf sie. Diese Kerle und auch Damen warteten darauf, die Besucher ausnehmen zu können, was wirklich keine Kunst war.

Jane hatte die Adresse der Frau mit dem Zweiten Gesicht. Madame Altari wohnte dort, wo der Nachtclubrummel nicht mehr so stark, aber Soho selbst gefährlich ist.

Ein Gebiet für Zuhälter, Gangster und Dirnen der unteren Kategorie. Gern ging auch ich nicht in dieses Viertel und schon gar nicht in Damenbegleitung.

Zum Glück war es noch nicht dunkel. Wir sahen sehr viele Farbige. Sie hockten auf den Gehsteigen, Bordsteinen oder in Hauseingängen, tranken Schnaps, rauchten und starrten uns an, daß mir kalt und heiß zur gleichen Zeit wurde.

Auch Jane machte nicht gerade einen glücklichen Eindruck, aber sie konnte sich nicht beschweren, denn sie hatte mich in diese Gegend geführt.

Ich sah sie von der Seite her an. Sie bemerkte meinen Blick und fragte: »Ist was?«

»Nein, nein.«

Wir gingen weiter, kamen dabei an Geschäften vorbei, deren Schaufenster durch Eisenrollos gesichert waren. Fast wie im schlimmen New York. Eigentlich brauchte ich um Jane Collins keine Angst zu haben, denn sie konnte sich sehr gut verteidigen. Jane war eine ausgezeichnete Karatekämpferin, und sie kannte auch sonst noch allerlei Tricks und Kniffe. Mehr als einmal hatte sie das in meinem Beisein auch unter Beweis gestellt.

Wir gelangten an eine Kreuzung. Vor der Ampel stauten sich die Fahrzeuge. Das erste war ein Caddy. Himbeerfarben. Am Steuer hockte ein Mulatte mit einem Strohhut. Neben ihm saß ein Weißer. Die Elvis-Tolle fiel ihm in die Stirn.

Er schaute Jane an und zog sie dabei mit den Augen aus. Dann drückte er auf einen Knopf, den wir nicht sehen konnten, und die Scheibe surrte nach unten.

»He, willst du für mich anschaffen, Süße?«

Das war zuviel. Ich schob Jane zur Seite und hielt meinen Ausweis dem Weißen vors Gesicht.

»Sie wissen, was das eben war?« fuhr ich ihn an. »Aufforderung zur Prostitution. Ich…«

»Shit!« fluchte der Kerl. Sein Fahrer reagierte synchron und gab Gas. Die Reifen jaulten, der Caddy machte einen Bocksprung, und weg war er.

Jane hielt schon einen Block in der Hand und notierte sich die Autonummer. »Die werden noch von uns hören«, kommentierte sie lakonisch.

Ich nickte.
Wir mußten nach rechts. Die Straße war noch schmaler als die übrigen.
Jane deutete nach vorn. Das hell gestrichene Haus fiel bei dem tristen Grau direkt aus dem Rahmen. »Dort wohnt sie«, erklärte die Detektivin.
Eine Minute später waren wir da.
Drei Stockwerke, hohe Fenster, eine schmale Tür, zu der fünf Stufen noch führten.
Und im Hauseingang lauerten zwei schwarzgelockte Typen, deren Muskelpakete die T-Shirts nur unvollständig bändigen konnten. Die Blicke aus den dunklen Augen waren mißtrauisch und abschätzend.
Jane ging vor.
Sofort nahmen die beiden eine angespannte Haltung an. »Wir möchten zu Madame Altari«, sagte die blondhaarige Privatdetektivin.
»Da kann jeder kommen.« So lautete die Antwort.
Ich schluckte meinen Groll nur mühsam herunter. Diese Frau schien eine lokale Berühmtheit geworden zu sein, wenn sie schon Leibwächter um sich versammelte.
»Mein Name ist Jane Collins!«
Das Fenster im Erdgeschoß links neben der Tür wurde spaltbreit geöffnet. Ein altes Frauengesicht erschien. »Laßt die Herrschaften eintreten. Ich habe um ihren Besuch gebeten.«
Die jungen Leute nickten und waren plötzlich sehr höflich. Sie öffneten uns sogar die Tür.
Ein kühler Flur mit matter Beleuchtung nahm uns auf. Am Anfang der Treppe befand sich ein Rundbogen unter der Decke. Dahinter direkt links lag der Eingang zu Madame Altaris Wohnung.
Die Alte stand auf der Schwelle.
Endlich sah ich sie in voller Größe. Ihr Gewand, dunkel und violett schimmernd, reichte bis zu den Knöcheln. Das Gesicht zeigte zahlreiche Runzeln und Falten. Die schmalen Lippen waren kaum zu erkennen. Aber die Augen blitzten wach wie zwei kleine Murmeln.
Ihre weißen Haare hatte sie nach hinten gekämmt und im Nacken verknotet. Obwohl die Frau mir nur bis zur Schulter reichte, verspürte ich plötzlich einen gewissen Respekt, und ich begann, sie mit anderen Augen zu betrachten.
»Jane Collins?« fragte sie. Ihr Englisch besaß den harten Klang der südeuropäischen Einwanderer.
Die Detektivin nickte und reichte der alten Frau die Hand. Dann deutete sie auf mich, doch bevor sie noch etwas sagen konnte, kam Madame Altari ihr zuvor.
»Ich weiß, es ist John Sinclair. Ich habe ihn zwar persönlich noch nicht gesehen, aber ich kenne ihn.« Sie streckte mir die Hand hin, und

ich ergriff sie so vorsichtig, als könnte sie zerbrechen. »Seien Sie mir willkommen, Geisterjäger. Ein Mann, der die Kräfte der Finsternis nicht fürchtet, findet in meinem Haus immer einen Platz.« Sie gab den Weg in die Wohnung frei, und wir traten ein.

Es war überraschend kühl. Und die gesamte Wohnung erinnerte mich an Italien, wo ich vor vielen Jahren mal einen Urlaub verlebt hatte. Damals war ich noch nicht beim Yard.

Ich sah die geweißten Wände, die Bilder der Familienmitglieder. Es waren oft alte, vergilbte Fotos, die Chianti-Flaschen mit den langen Hälsen, die leichten Möbel und den kleinen Madonnen-Altar in einer Nische an der Wand.

Die Frau bemerkte meinen Blick und sagte: »Ich bin sehr gläubig, müssen Sie wissen.«

Vor dem Marienbild standen in einer Vase fünf dunkelrote Rosen. Ihr Duft war betörend.

Madame Altari führte uns durch eine Tür in ihr eigentliches Heiligtum.

Ich staunte.

Vor den Fenstern sie zeigten zum Hof hinaus hingen dicke rote Vorhänge, die kaum Licht durchließen. Zwei kleine Lampen wirkten wie helle Inseln. Sie hingen an den Wänden und waren nicht größer als eine Männerhand. Der Steinfußboden war mit handgewebten Teppichen bedeckt, ein runder Tisch stand in der Mitte des Raumes, dahinter ein geschnitzter Lehnstuhl und davor zwei kleinere Stühle mit einer Sitzfläche aus Korbgeflecht.

Wir mußten auf den Stühlen Platz nehmen. Sie waren etwas klein und unbequem.

Jetzt sah ich die Tischplatte von Nahem. Und ich erkannte auch das Muster, das als Intarsienarbeit das Holz durchzog. Es waren Motive aus der Geisterwelt und der Astrologie. Zeit, sie zu betrachten, hatte ich nicht, denn Madame Altari begann zu sprechen.

Sie wirkte klein in ihrem hohen Stuhl, aber hier strahlte sie ein ungewöhnliches Flair aus. »Wie ich Miß Collins schon erzählte, habe ich in der letzten Nacht eine Vision gehabt. Eine Ermordete, deren Tod nicht gesühnt worden war, kam aus dem Jenseits zurück. Sie meldete sich, weil sie Hilfe brauchte. Sie spürte, daß etwas in der Luft liegt, aber sie kann nichts tun. Nicht, so lange ihr niemand glaubt. An diesem Abend will sie wieder erscheinen. Wie sie sagt, ist es unsere letzte Chance, Unheil zu verhüten.«

Ich nickte. »Hat sie einen Namen gesagt?«

»Ja. Sie heißt Susan.«

»Und weiter?«

»Nichts.«

Ich räusperte mich. »Damit kann ich wenig anfangen.«

»Das habe ich mir gedacht, deshalb hoffe ich ja, daß sie ihr Versprechen einlöst und am heutigen Abend zu rückkehrt. Dann können Sie sie alles fragen.« Madame Altari schaute mich jetzt fest an. »Sind Sie bereit, alle Vorurteile zu vergessen, die Sie vielleicht noch haben, John Sinclair?«

Ich nickte.

»Und werden Sie den Worten Glauben schenken, die Sie zu hören bekommen?«

»Ich verspreche es.« Das war nicht einfach so hingesagt, sondern ehrlich gemeint. Diese Frau war etwas Besonderes, das hatte ich sofort bei meinem Eintritt festgestellt.

Sie holte noch einmal tief Luft. »Dann laßt uns mit der Beschwörung beginnen. Legen Sie bitte beide Ihre Hände auf den Tisch, und spreizen Sie die Finger.«

Wir taten es.

Ich warf Jane Collins, die rechts von mir saß, einen raschen Blick zu. Bleich und gefaßt saß die Detektivin neben mir. Sie hatte die Lippen aufeinandergepreßt und war sehr konzentriert.

Madame Altari begann zu sprechen. Mit Erstaunen stellte ich fest, daß sie dabei kaum die Lippen bewegte. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Die Worte schienen aus ihrem geschlossenen Mund zu dringen.

»Su! Susan, ich rufe dich!« sagte sie mit ihrer harten Aussprache, wobei sie das ›r‹ regelrecht rollte. »Melde dich aus dem Jenseits, Susan! Komm!«

Ihre Stimme, erst leise, schien durch einen unsichtbaren Lautsprecher verstärkt zu werden. Sie hallte plötzlich von den Wänden wider und drang von allen Seiten auf uns ein.

»Susan, bitte…«

Wir saßen da wie die Ölgötzen. Ich wagte mich nicht zu rühren. Meine Blicke durchstreiften das Zimmer, wanderten auch hoch bis zur Decke. Sie suchten alles ab, forschten nach jeder Einzelheit, doch ich sah nicht die Spur einer Geistererscheinung.

Madame Altari senkte den Kopf. Dann hob sie die Hände in Tischhöhe und faltete sie. Worte in ihrer Heimatsprache sprudelten schnell hintereinander. Ich verstand nichts, und Jane Collins erging es ähnlich.

Wir lauschten trotzdem.

Gebannt und andächtig.

Ich traute es ihr ohne weiteres zu, und ich gönnte es ihr von ganzem Herzen.

Und auch uns, denn wenn Madame Altari dazu beitragen konnte, ein Verbrechen aufzuklären, war ich ihr mehr als dankbar.

Die alte Frau verstummte.

Sie blickte uns an. Flüsternd kamen die Worte. »Sie muß erscheinen, sie muß es. Etwas hält sie fest. Eine Magie vielleicht. Es kann mit dem Haus zusammenhängen. Dort lauert etwas Grauenvolles, etwas so Schreckliches, daß sie es selbst nicht auszusprechen wagt. Seid vorsichtig, gebt acht. Ich werde noch einmal versuchen. Sie muß einfach erscheinen.«

Und wieder sprach sie. Dabei fuhren die Kuppen ihrer Finger über die Intarsienarbeit der Tischplatte. So leicht, als würden sie schweben. Kein Zittern verriet das Alter der Frau. Die Hände zwar gekrümmt waren dennoch sehr beweglich.

Wieder hallten ihre Beschwörungen durch den Raum. Und abermals hielten wir den Atem an.

Bis…

Plötzlich zuckte ich zusammen.

Auch Jane hatte etwas bemerkt. Sie hauchte: »John…«

Ein kalter Windhauch hatte uns gestreift. Ein Odem aus dem Jenseits… Die Luft schien sich zu verdichten, die Stimme der Alten wurde lauter, kräftiger, überschlug sich…

Und dann war sie da.

Der Geist der Toten erschien direkt über dem kreisrunden Tisch!

***

Der nächste Motorway lag runde fünfzehn Meilen entfernt. Bis zum Dorf waren es nur fünf.

Aber dazwischen lag ein Gelände aus Sumpf, Wiese und Wald. Unzugänglich, nicht bewohnt und manchmal an einen Urwald erinnernd. Vielleicht hatte man gerade wegen der Abgeschiedenheit die Nervenklinik hier erbaut. Sie lag wie ein grauer Klotz in dem Grün der Landschaft. Von der Anhöhe aus hatte man bei klarem Wetter eine gute Sicht, aber in dieser Sumpfgegend war es doch zumeist dunstig.

Zusätzlich breitete sich eine Mückenplage aus, die gerade in den Sommermonaten ihren Höhepunkt erreichte und längst nicht vor den Menschen haltmachte.

Die Insassen der Heilanstalt zählte man zu den schweren Fällen. Deshalb lagen sie auch so außerhalb jeder Ansiedlung. Sie waren völlig von der Außenwelt getrennt. Dem Personal stand eine schmale Straße zur Verfügung, die die Anstalt mit dem Dorf verband.

Das war alles.

Klar, daß man als Pfleger dort auch trübsinnig werden konnte, und manch einer war schon durchgedreht. Hier wurde mehr mit der Holzhammermethode behandelt, als versucht, die Menschen über die modernen Praktiken der Humanmedizin in ein normales Leben zurückzuführen.

Die Kranken waren schlimm dran.

Und all das hatte Harry Erskine miterlebt.
Fünfundzwanzig Jahre lang.
Nein, sie hatten ihm keinen Gefallen getan, indem sie ihn in die Klinik steckten. In den ersten beiden Jahren hatte er nur stumpfsinnig dagesessen, doch dann hatte er einen Gedanken gefaßt, der sich nur um ein Wort drehte.
Rache!
Von diesem Zeitpunkt an begann Harry Erskine damit, seinen Plan auszuarbeiten. Er lebte nur noch für seinen Ausbruch. Freiwillig würde er hier nicht herauskommen. Wer in dieser Anstalt steckte, war vergessen. Aber das wollte Harry nicht. Und er war im eigentlichen Sinne nicht wahnsinnig. Er konnte noch überlegen und Pläne schmieden, was den anderen nicht gelang.
Harry schmiedete einen Plan. Und er hatte Glück.
Harry Erskine wurde in den Außendienst versetzt. Er durfte bei der Pflege des Gartens mithelfen, und er stellte sich dabei so geschickt an, daß man ihm völlig vertraute. Außerdem hatte vom Personal niemand Lust, sich um das Gelände zu kümmern.
Harry Erskine konnte schalten und walten. Er bereitete in Ruhe seinen Ausbruch vor, und es gelang ihm sogar, Werkzeug zur Seite zu schaffen.
Harry aber hatte nichts vergessen. Seine Frau war tot, doch die Schuld gab er einem anderen.
Peter McCurtin! Er sollte sterben.
Harry Erskine wußte schon genau wie. Er würde Peter, falls das Haus noch stand, dorthin schleppen und ihn umbringen.
Darauf freute sich Erskine.
An diesem Abend war es soweit. Und das Wetter meinte es sogar günstig mit ihm. Die Luft war schwül, kaum zu atmen. Da wurden die anderen noch verrückter, sie drehten durch, so daß die Pfleger genügend zu tun hatten.
Harry hatte noch nie durchgedreht. Nach ihm schaute man gar nicht. Seine Zelle war nicht einmal mehr verschlossen. Manchmal kamen die Wärter und spielten Karten mit ihm.
Harry hatte sich alles besorgt. Er wurde sogar von einem Arzt gesehen, als er im Garten verschwand und von den Dunstschleiern verschluckt wurde. Da Harry seine Arbeitskleidung trug, grüne Jacke, grüne Hose und Stiefel, dachte sich der Arzt nichts dabei. Hätte er sich Harry Erskine in den Weg gestellt, wäre er tot gewesen. Denn Erskine wollte sich durch nichts aufhalten lassen.
Er ging und ward nicht mehr gesehen. Er hatte einfach durch einen unterirdischen Gang das Gelände verlassen. Zehn Jahre benötigte er, um diesen Gang zu graben.
Im Sumpfgelände kam Harry wieder zum Vorschein. Sicher, er hätte

schon früher verschwinden können, aber er wollte seine Silberne Hochzeit feiern.

Geld besaß er auch.

Kleine Diebstähle, die kaum auffielen, hatten sich in den Jahren summiert, und mit über fünfhundert Pfund hoffte Erskine, erst einmal über die Runden zu kommen.

Nicht einmal sehr schnell schritt er aus. Er hatte eine Nacht Zeit, um nach London zu gelangen und damit in das Haus unten an der Themse.

Das letzte Stück des Weges allerdings nicht allein. Da sollte ihn Peter McCurtin begleiten.

Und dann…

Erskine kicherte, als er daran dachte.

Die Dämmerung kam und mit ihr auch der Nebel. In dieser Gegend fast jeden Tag. Er deckte die Sumpflandschaft mit seinem weißgrauen Tuch zu.

Das Dorf mied Harry. Er marschierte auf geradem Weg in Richtung der Autobahn. Hier hoffte er, einen Wagen anhalten zu können.

Harry wußte genau, daß sich in der Welt einiges verändert hatte. In den letzten fünfundzwanzig Jahren war die Entwicklung rasant fortgeschritten. Erskine hatte genügend Zeitungen gelesen und so viele Informationen gesammelt, daß er sich in der neuen Welt zurechtfinden würde.

Die Dunkelheit hatte ihn längst erreicht, als er das graue Band des Motorways vor sich liegen sah.

Es führte nach Osten.

Dort lag London.

Sein Ziel.

Harry stand am Rand der Schnellstraße.

Fahrzeuge kamen. Zuerst wirkten ihre Scheinwerferaugen klein, dann wurden sie größer, bis sie regelrecht explodierten und Harry geblendet wurde.

Doch es hielt keiner an.

Harry mußte laufen.

Mit jeder Meile, die er am Rand der Fahrbahn zurücklegte, steigerte sich seine Wut. Längst hatte er es aufgegeben zu winken, es hielt sowieso niemand an, aber Harry Erskine gab dennoch nicht auf. Er ging weiter, getrieben von seinem Haß, der auf ihn wie ein innerer Motor wirkte. Meile um Meile legte er zurück. Schritt für Schritt kam er seinem eigentlichen Ziel näher.

Sein Gesicht war in den Jahren gealtert. Doch noch immer brannte in seinen Augen die verzehrende Glut, die etwas von dem erkennen ließ, was in seinem Innern tobte.

»London, ich komme«, flüsterte er…

***

Madame Altari ließ sich zurücksinken. Sie hatte es geschafft. Der Geist der Toten war erschienen.

Und er stand vor uns.

Wir schauten ihn an. Ich spürte die Aura des Jenseitigen, die von ihm ausging, den kalten Hauch, der mein Gesicht berührte und mich das Frösteln lehrte.

Die Frau sah schrecklich aus.

Ihr Gesicht zeigte eine unendliche Qual. Das lange weiße Hochzeitskleid war blutverschmiert, der Kranz auf dem Kopf verrutscht. So hatte sie die Zwischenwelt durchwandert. Sie war noch nicht im Reich der Toten gelandet, sie konnte nicht, die Fesseln einer anderen Dimension hielten sie. Denn sie mußte den Menschen noch etwas mitteilen.

Es war still, und Madame Altaris flüsternde Stimme unterbrach die Stille.

»Fragen Sie jetzt!«

Ich gab mir einen Ruck, räusperte mir die Kehle frei und stellte meine erste Frage: »Warum bist du zu uns zurückgekehrt? Und wie lautet dein Name?«

Die Erscheinung antwortete. »Ich heiße Susan Erskine. Mein Mann Harry hat mich in der Hochzeitsnacht umgebracht, weil ich ihm einen Tag zuvor untreu gewesen bin.« Sie sprach mit einer hohlen Stimme, die zwar dicht bei uns war, aber aus der Unendlichkeit zu kommen schien, über Hunderttausende von Meilen hinweg. »Ich finde durch das Tor zum Jenseits keinen Einlaß. Für mich ist es geschlossen, denn ich weiß, daß Harry, mein Mann, seine Rache will.«

»Wo ist er jetzt?«

»Er war in einer Anstalt.«

»Ist er ausgebrochen?«

»Ja, wir sind zu spät gekommen… Zu spät…« Die Worte hallten schaurig nach.

»Wo können wir ihn finden?«

Ihr Gesicht veränderte sich. Die Qual blieb zwar, aber ich merkte, daß der Geist nachdachte, jedoch nicht mehr antworten konnte. Gebannt starrte ich die Erscheinung an. Sie quälte sich wirklich, doch die Jenseitskräfte waren stärker. Sie holten sie zurück, zogen und zerrten an im. Wieder fuhr der eisige Hauch durch das Zimmer. Er traf nicht nur uns, sondern auch die Geisterscheinung. Die Umrisse wurden durchsichtiger, verblaßten…

»Susan!« rief ich. »Susan, bleib hier!«

»Zu spät… das Haus ich muß hin…«

Ein letztes, verzweifeltes Stöhnen, noch einmal ein eiskalter Hauch, dann war sie verschwunden.

Wir waren wieder allein.

Madame Altari war auf ihrem Stuhl zusammengesunken. Diese Seance hatte Kraft gekostet.

Eine regelrechte Friedhofsruhe umfing uns.

Ich schaute Jane Collins an. Ihr Gesicht glänzte schweißnaß. Mir erging es nicht besser. Diese Erscheinung hatte von einer grauenhaften Tat berichtet, die vor einem Vierteljahrhundert ihren Anfang nahm, aber noch nicht beendet war.

Wir mußten etwas tun.

Ich stand auf und ging zu Madame Altari. Behutsam legte ich beide Hände auf ihre Schultern. Der Körper fühlte sich kalt an. Das spürte ich durch den dünnen Stoff des Gewands.

»Madame«, flüsterte ich, »wachen Sie auf, Madame Bitte…«

Sie hörte nicht.

Erst beim zweiten Versuch hob sie den Kopf. Ihr Gesicht war leichenblaß, die Augen wirkten noch dunkler.

»Sie war da, nicht?«

Ich nickte.

»Was hat sie gesagt?«

»Haben Sie das denn nicht mitbekommen?« fragte ich.

»Nein, die Beschwörung hat zuviel Kraft gekostet. Bitte geben Sie mir einen Schluck Wasser.«

Ich nickte Jane zu. Die Detektivin verstand. Sie stand auf und ging zu einem kleinen Tisch, auf dem eine mit Wasser gefüllte Karaffe und zwei Gläser standen. Jane Collins füllte ein Glas zur Hälfte. Sie reichte es der alten Frau, und die leerte es in einem Zug.

»Danke«, sagte sie. Dann schaute sie uns an. »Habe ich Ihnen helfen können? Ich meine, hat der Geist Ihnen etwas gesagt?«

Ich übernahm die Antwort. »Ja, er hat etwas gesagt. Wie mir scheint, wird ein Verbrechen vorbereitet, das wir unbedingt verhindern müssen. Sie sprach von einem Haus. Wissen Sie Näheres darüber?«

»Nein, leider nicht. Ich habe gestern nur Bruchstücke mitbekommen. Und heute überhaupt nichts.«

»Dann dürfen wir uns wohl verabschieden«, sagte ich und streckte meine Rechte aus.

Wir bedankten uns noch einmal sehr herzlich für die Hilfe dieser Frau und verließen allein den Raum; Madame Altari war einfach zu schwach, um uns zu begleiten.

Im Flur sahen wir die beiden Schwarzgelockten wieder. Sie nickten uns zu und öffneten die Tür.

Eine andere Welt hatte uns wieder.

Es war dunkel geworden, trotzdem lag der Widerschein zahlreicher greller Bar-Reklamen wie eine helle Wand über den Hausdächern. Dieser Stadtteil lebte jetzt regelrecht auf.

»Und nun?« fragte Jane.
Ich hob die Schultern. »Natürlich werde ich mich darum kümmern. Morgen. Um eingreifen zu können, brauche ich Informationen. Und die kann ich mir jetzt nicht mehr beschaffen.«
Jane war einverstanden.
Auf dem Weg zu meinem Wagen sagte sie: »Du hast noch etwas vergessen, John.«
»So?«
»Ich bin natürlich mit von der Partie. Schließlich habe ich dich erst auf die Spur gebracht.«
Ich nickte ergeben. Denn es war so gut wie unmöglich, Jane Collins etwas abzuschlagen. Die Detektivin setzte ihren hübschen Kopf immer durch.

***

Peter McCurtin hatte sich auch in den letzten fünfundzwanzig Jahren nicht verändert. Das heißt, älter war er zwar geworden, aber seine Einstellung zu Frauen war die gleiche geblieben.
Und er hatte nicht geheiratet. Peter war zu ehrlich. Er wußte, daß er einer Frau nicht treu bleiben konnte, und deshalb ging er den Bund der Ehe nicht ein.
Karriere hatte er auch gemacht. Peter arbeitete bei einer Computer Firma als Leasing-Fachmann, war dort Abteilungsleiter und gut angesehen. Dort allerdings frönte er seinem Hobby ›Die Verführung von Frauen‹ nicht. Das hätte nur Ärger gegeben. Er holte sich seine Gespielinnen woanders.
Peter McCurtins Haare, auf die er einst so stolz gewesen war, gab es nicht mehr. Bis auf einen kleinen Kranz waren sie ihm alle ausgefallen. Die kahlen Stellen jedoch hielt er mit einem teuren Toupet gut verdeckt. Das Haarteil fiel selbst im Bett nicht ab.
Das hatte auch die rothaarige Laura festgestellt, Peters neuste Flamme.
An diesem Sommermorgen lag sie neben ihm auf dem weißen Laken und schlief.
McCurtin war schon wach. Er lag seit zehn Minuten mit offenen Augen im Bett und überlegte, ob er noch zur Firma fahren sollte. Eigentlich könnte er einen Tag Urlaub machen. Er hatte vom letzten Jahr noch welchen und wußte gar nicht, wann er ihn nehmen sollte.
Peter erhob sich und schritt so wie Gott ihn erschaffen hatte über den weichen Teppich in den Livingroom, wo auch das grüne Tastentelefon stand.
Er wählte, sagte in der Firma Bescheid, gähnte dann ausgiebig und ging wieder zurück, um sich noch einmal hinzulegen. Schlaf war für ihn die beste Kosmetik.

Auf der Türschwelle blieb er stehen. Peter McCurtin wohnte in einem der alten Londoner Häuser. Dort gab es noch die hohen Decken, die großen Fenster und Räume mit einem immensen Platzangebot. Die Vier-Zimmer-Wohnung war renoviert worden, und Peter hatte sie sich nach seinen eigenen Vorstellungen eingerichtet.

Auch das Schlafzimmer.

Ein Doppelbett, was alles brachte. Stereo-Anlage, ein kleiner Fernseher. Die Fernbedienung für eine Bar fehlte auch nicht. Elektronische Spielereien ermöglichten dies. Peter war ein Freund dieser technischen Tricks, und er verblüffte seine Besucherinnen damit immer aufs Neue.

Die lindgrünen Vorhänge waren noch zugezogen. Das sollte auch so bleiben, denn Peter hatte keine Lust, jetzt schon das helle Tageslicht ins Zimmer fließen zu lassen.

Peter McCurtin spürte einen faden Geschmack im Mund und nahm einen Schluck Mineralwasser. Dann legte er sich wieder hin.

Laura schlief noch immer.

Vor zwei Tagen hatte er sie kennengelernt. Sie stand an einer Bushaltestelle, es regnete in Strömen ein plötzlicher Sommerschauer –, und Peter kam mit seinem Ford Mustang daher.

Es genügten zwei Sätze, um Laura einsteigen zu lassen. Was danach kam, war Routine. Ein nettes Abendessen, eine kleine Bar, tanzen, trinken und den Rest der Nacht bei ihm…

Laura war Klasse, das mußte selbst Peter, der Frauenkenner, eingestehen. Er hatte deshalb beschlossen, die Rothaarige mit dem Lockenkopf noch ein wenig zu behalten.

Er schaute sie an.

Sie lag auf der Seite und hatte ihm das Gesicht zugedreht. Ihre Züge waren sanft, die langen Wimpern sie waren sogar echt verdeckten etwas die Augen. Der Mund war vielleicht eine Idee zu klein, dafür besaß der Körper aber genau die Maße, die er so liebte.

Laura mußte den Blick intuitiv gespürt haben, denn sie erwachte plötzlich.

Im Augenblick schaute sie etwas verdutzt, bis sie Peter erkannte.

Der lächelte, hob seinen Arm und strich über Lauras Wange. »Na, ausgeschlafen?«

»Fast.«

»Aber munter?«

Sie räkelte sich. Dabei rutschte das Leinentuch wie zufällig nach unten, so daß ihre Brüste freilagen. »Dafür, was du willst, bin ich munter genug«, sagte Laura, und stöhnte auf, als seine Finger auf Wanderschaft gingen.

»Sollen wir zuvor frühstücken?« fragte er.

Laura schüttelte den Kopf. »Nein, danach.«

»Was hast du mit mir vor?«

»Das wirst du gleich sehen«, erwiderte Laura und wälzte sich blitzschnell herum.

Er spürte ihre Lippen auf seinem Mund, ihre Zunge, und eine wilde Leidenschaft durchströmte beide Menschen.

Da schellte es.

Peter McCurtin verzog das Gesicht. Sein Fluch war nicht druckreif. Er ließ seine Hände von Lauras Schultern gleiten und stützte sich auf.

»Laß doch«, sagte sie und zog einen Schmollmund.

Stumm schüttelte Peter den Kopf. Wenn es bei ihm klingelte, konnte es immer wichtig sein. Zumeist gab es Probleme in der Firma. Wenn so etwas eintrat, pfiff Peter McCurtin auf seinen Urlaub und fuhr ins Büro. Es war schon des öfteren vorgekommen, daß sie einen Boten vorbeischickten.

Peter zog sich hastig an. Er streifte den Slip über und griff zum Hausmantel, als es ein zweites Mal schellte.

»Entschuldige«, sagte Peter McCurtin und verließ das Schlafzimmer, während sich Laura aufsetzte und nach ihren Zigaretten griff. Wütend blies sie den Rauch über die Bettdecke.

Peter durchquerte die Diele mit den zahlreichen an den Wänden hängenden Graphiken und stand dann vor der hohen Doppeltür aus matt glänzendem Holz.

Bevor er öffnete, knotete er den Mantel noch in Höhe der Taille fest.

Dann zog er die Tür auf.

»Sie wünschen…«

Die Faust flog vor. Sie kam wie ein Hammer. Peter McCurtin wurde voll getroffen und zurückkatapultiert. Er verlor das Gleichgewicht, fiel hin und schmeckte Blut.

Mit einem dumpfen Knall flog die Tür ins Schloß.

Peter lag halb auf dem. Rücken. Diese Eskalation der Gewalt hatte ihm einen Schock versetzt. Ein Mann stand in der Diele. Breitbeinig, groß, drohend.

Er trug die Kleidung eines Gärtners und in der rechten Hand einen 45er Magnum Revolver, dessen Kugeln faustgroße Löcher rissen.

Die Mündung wies auf Peter.

Ein Einbrecher! schoß es McCurtin durch den Kopf. Am hellichten Tag. Verdammt auch.

Der Fremde kam näher. »Steh auf!« befahl er.

Etwas klickte in Peters Gehirn. Die Stimme, hatte er sie nicht schon einmal gehört?

»Hoch mit dir!«

Peter mußte sich an der Wand abstützen, um in die Senkrechte zu gelangen.

Zwei Schritte vor ihm blieb der Mann stehen. Sie schauten sich ins

Gesicht.
Der Fremde verharrte kalt lächelnd und war sich seines Sieges gewiß.
Peter war jedoch mißtrauisch, suchend, dann aber plötzlich entsetzt.
Er hatte ihn erkannt. Und dieses Wissen blitzte auch in seinen Augen auf.
Harry Erskine merkte es. »Du weißt, wer ich bin?«
»Ja, verdammt.«
»Dann kannst du dir auch denken, was ich von dir will!«
Darauf gab Peter McCurtin keine Antwort. Er hatte plötzlich Angst. Todesangst…

***

Das geheimnisvolle Haus, um das sich alles drehte, lag südlich des zweiten Themsebogens. Es hatte das letzte Vierteljahrhundert ohne Schaden überstanden. Nur die Wände waren vielleicht noch um eine Idee grauer geworden, aber es blieb nicht aus, daß Wind und Wetter ihre Spuren hinterließen.
Im Innern hatten die zahlreichen Besitzer Umbauten vorgenommen. Wände wurden versetzt, neue gezogen, Fußböden gelegt und eine Treppe aus Beton errichtet. Sie war nicht mehr so steil wie die alte.
Die Umgebung zählte noch zu den Ausläufern der Flußaue. Im Sommer war hier mehr Betrieb als in den anderen Jahreszeiten. Dann sorgten wilde Camper für Stimmung, und manch einer stellte sich auch mit seinem Wohnwagen in die Nähe des Flusses.
Das Haus blieb unberührt.
Es hatte sich inzwischen herumgesprochen, daß es dort spuken sollte, und auch die Anwohner der nahegelegenen Straßenzeile hüteten sich, das Gebäude zu betreten. Liebespaare verschwanden lieber hinter den Büschen.
Natürlich hatte es sich herumgesprochen, daß es einen neuen Besitzer gab.
Einen gewissen Mr. Grimes.
Nur gesehen hatte noch niemand diesen Mann. Das war auch schlecht möglich, Grimes verachtete den Tag und liebte die Dunkelheit. In der Nacht erst ließ er sich blicken, dann kam er aus den feuchten Kellerräumen und genoß die Dunkelheit.
Grimes war ein Ghoul.
Ein widerlicher Dämon, den es in die Nähe von Toten zog, weil er dort seine Nahrung fand.
In den letzten drei Monaten war es ihm nicht gerade gut ergangen. Nach seiner Niederlage in Schottland hatte er fliehen müssen. Und selbst die Dämonen, die er aufsuchte, wollten ihm keinen Unterschlupf gewähren.
So war Grimes völlig auf sich allein gestellt.

Er hatte sich im wahrsten Sinne des Wortes durchgeschlagen und war zu fällig auf dieses Haus aufmerksam geworden. Über einen Makler hatte er es gekauft.

Und noch etwas war günstig.

Nicht weit entfernt befand sich ein Friedhof. Sehr klein und praktisch auf der Uferbefestigung gelegen, brauchte Grimes nur eine Steinwurfweite zu gehen, um an die Gräber zu kommen. Seit langer Zeit war der Ghoul zum erstenmal wieder richtig froh. Er hatte einen Schlupfwinkel gefunden und konnte sich daranmachen, seine Streitmacht zu vergrößern.

Denn Grimes hatte einen Plan.

Er wollte der König von London werden. Nicht sofort, nein, irgendwann. Und zu diesem Zweck suchte er Verbündete. Ghouls, die wie er waren und überall hausten, auch in London.

Er kannte all ihre Nöte, wußte, daß sie sich verstecken mußten und selbst von anderen Dämonen gejagt wurden, weil sie oft auf ihre Artgenossen keine Rücksicht nahmen.

Aber dieses Haus war ideal. Vor allen Dingen der Keller. Hier war noch alles geblieben. Die dicken Steinwände, auf denen der Schimmel klebte, die niedrigen Gänge, die fetten Wasserratten und die modrige Feuchtigkeit. All das waren Dinge, die der Ghoul zum Leben und zum Überleben benötigte.

Zudem brauchte er keine Angst zu haben, daß dieses Haus betreten wurde. Seine blutige Geschichte hielt die Menschen davon ab.[2]

Im größten Kellerraum lebte er. Wie auch schon als Besitzer der Horror-Disco, hatte er auch hier einen Gehilfen gefunden. Ebenfalls ein Dämon.

Er hieß Big Alfie, war ein ehemaliger Rockerführer, der durch die Kugel eines Polizisten gestorben war, aber durch eine unheilvolle Beschwörung als lebender Toter durch die Gegend strich.

Big Alfie sah schrecklich aus. Das Einschußloch konnte man genau erkennen. Es saß zwischen seinen Augen.

Trotzdem lebte er.

Auf seine Weise.

Und er hatte kein Gefühl mehr. Er konnte zwischen Gut und Böse nicht unterscheiden, war Wachs in den Händen des viel schlaueren Ghouls. Ihn schickte Grimes los, wenn es darum ging, gewissen Aufgaben zu erfüllen.

Auch in dieser Nacht sollte Alfie wieder unterwegs sein. Und Grimes hatte einen Spezialauftrag für ihn, denn er dachte immer nur an einen Mann, der wie er ebenfalls in London wohnte.

John Sinclair!

Der Geisterjäger war der Todfeind des Ghouls. Ihm hatte Grimes es zu verdanken, daß er in die Flucht getrieben worden war. Und das

vergaß der Ghoul nicht.

»Du wirst ihn holen, nicht wahr?« fragte er Big Alfie, der in demütiger Haltung vor ihm stand.

Der Untote nickte. Sprechen konnte er nicht, nur lallen. Aber er war brandgefährlich und kämpfte nicht nur mit seinen Händen, sondern auch mit den Waffen, die er von früher her kannte.

Schlagstock, Fahrradkette und Messer… »Wie du ihn zu mir schaffst, ist mir egal, aber bring ihn her.« Grimes war erregt. Seine Finger sie wurden von weißen Handschuhen bedeckt bewegten sich hin und her. Sonst trug er immer die gleiche Kleidung. Einen schwarzen Anzug, ein weißes Hemd mit Stehkragen, eine dunkle Krawatte, und seine wenigen Haare versteckte er unter einem Bowler.

Grimes hielt den Vergleich mit einem wandelnden Fleischberg ohne weiteres aus. Bei ihm gab es nur Speck, und der war, wenn sich der Ghoul bewegte, in dauernder Bewegung. Die Lippen waren wulstig, die Nase nur ein Klumpen, und die kalten Knopf äugen verschwanden in den Fettpolstern.

Grimes bot einen Anblick, bei dem ein normaler Mensch weglief. Und wenn er sich in seine eigentliche Gestalt verwandelte, war er nur noch ein qualliges Etwas.

Als er jetzt vor Big Alfie stand, zeigte er seine normale Gestalt. Alfie zitterte. Der Untote war nervös. Er brauchte Auslauf. Grimes hatte ihn drei Tage und ebenso viele Nächte unter Kontrolle gehabt. Jetzt ging nichts mehr.

»Du kannst gehen«, sagte er zu der lebenden Leiche.

Big Alfie nickte und verließ den feuchten Kellerraum. Seine Schritte waren kaum zu hören, so leise ging er. Nur hin und wieder knirschten kleine Steine unter seinen Sohlen. Er schlich die alte Steintreppe hoch, drückte die Kellertür auf und stand im Flur.

Wenig später war er draußen.

Es war eine laue Sommernacht. Aber schwül und feucht. Gerade hier am Fluß machte sich dies besonders bemerkbar. Hier drückte die Luft, die Insekten flogen in Kopfhöhe, um sich auf die Gesichter der Menschen zu setzen.

Das Gurgeln und Schmatzen des Wassers war nicht mehr zu hören. Auf der weiter oben verlaufenden Straße brauste hin und wieder ein Wagen vorbei.

In der Nähe des Wassers stieg Feuchtigkeit hoch und bildete Dunst, der immer weiter landeinwärts wanderte. Bald würde er zu einem Nebelschleier werden.

Big Alfie lief durch die Nacht. Seine Füße stampften über die feuchte Wiese. Er hatte einen Auftrag. Und er mußte sich beeilen, ihn zu erfüllen.

Gehört hatte er von diesem John Sinclair noch nichts. Aber seit er

Grimes kannte, hatte dieser nur von dem Mann gesprochen. Er mußte ihn sehr hassen. So sehr, daß er ihn erst erledigt haben wollte, bevor er sein eigentliches Ziel in Angriff nahm.

Und Alfie wollte ihm dabei helfen. Schließlich hatte Grimes ihn programmiert.

Auf Mord!

***

Urplötzlich sah er die Vergangenheit wieder vor seinem geistigen Auge.

Peter McCurtin erinnerte sich an den letzten Abend vor der Hochzeit. An die Feier mit all den Gästen. Es wurde viel getrunken, gelacht und getanzt.

Und er sah sie.

Susan!

Sie feierte besonders gern. Sie war an diesem Abend ungeheuer in Form gewesen. Es schien, als wollte sie das Leben noch einmal richtig genießen. Sie trank und tanzte sich fast die Füße wund. Sie befand sich in einem regelrechten Freudentaumel.

Nur einer lachte nicht.

Harry Erskine ihr späterer Mann.

Harry stand nur herum. Seine rechte Hand umklammerte ein Whiskyglas. Seine Blicke waren düster, sie ließen die Braut nie aus den Augen. Doch der Trubel wurde größer, die Menschen ausgelassener, die Stimmung schwappte über. In diesen Jahren nach dem Krieg konnte man noch feiern. Da wurde keine Gelegenheit ausgelassen.

Und Su?

Sie fand sich plötzlich in Peters Armen wieder. Es kam, wie es kommen mußte. Die Stimmung, der Alkohol, der Hemmungen wegschwemmte. Die beiden verschwanden.

Als sie wiederkamen, war das Fest noch in vollem Gange. Niemand hatte etwas bemerkt.

Dachten sie…

Bis zum anderen Tag. Da war das Schreckliche dann geschehen. Und Peter hatte die Leiche entdeckt. Harry war verurteilt worden. Nervenklinik!

Doch nun war er da.

Leibhaftig stand er vor ihm. In der Hand eine Waffe. Im Gürtel steckte ein Messer mit breiter Klinge.

Wie damals…

Peter McCurtin stöhnte auf. Ihm wurde es schwindlig, und er mußte sich stützen.

Dann spürte er einen brennenden Schmerz in der Körpermitte. Harry

hatte mit dem Lauf zugestoßen. Peter schnappte nach Luft. Er riß dabei weit den Mund auf.

Erskine lachte. »Du hast Angst, wie?«

»Ja, verdammt!« keuchte Peter.

Erskine lachte. »Die Angst hätte ich auch an deiner Stelle. Bist du allein in der Wohnung?«

Peter McCurtin kam nicht dazu, eine Antwort zu geben, denn Laura machte sich bemerkbar.

»Peter!« rief sie.

McCurtin zuckte zusammen. Plötzlich stand er ganz still. Wie Harry Erskine.

»Wer ist sie?« fragte der Verwirrte.

»Eine Bekannte.«

Harrys Augen funkelten. Dann griff er zu. Seine Bewegung war geschmeidig und kaum zu verfolgen. Er umfaßte Peters linke Schulter und drehte ihn herum. Blitzschnell setzte er ihm die Mündung des Revolvers gegen den Nacken. »Ein Laut, und du bist tot!« drohte er.

»Okay, okay!« keuchte Peter.

Die Männer verließen die Diele. Sie schritten durch den Livingroom. Dann betraten sie das Schlafzimmer.

Laura war aufgestanden. Sie hatte sich einen Bademantel übergezogen, der in der Mitte aufklaffte und kaum von dem Gürtel gehalten werden konnte.

Sie sah die Männer. Ihre Gedanken stockten. Plötzlich war die Panik da. Weit riß sie den Mund auf.

Da reagierte Harry Erskine.

Er stieß Peter McCurtin zur Seite und schnellte auf die Rothaarige zu.

»Nein!« schrie Peter. »Nicht schießen! Nicht…« Das Mädchen war vor Schreck gelähmt. Es konnte sich nicht rühren und sah das Unheil auf sich zukommen.

Harry Erskine schlug zu. Er schoß nicht, sondern schonte das Leben der Frau. Jedoch nicht aus Sanftmut oder Mitleid, sondern weil er Angst hatte, daß der Schuß gehört werden konnte.

Der Waffenlauf traf punktgenau.

Die rothaarige Laura brach zusammen und fiel über das Bett. Auf dem Rücken blieb sie liegen. Der Mantel klaffte noch weiter auseinander, doch Harry Erskine hatte keine Augen für diesen Frauenkörper. Für ihn hatte es sowieso nur eine gegeben.

Susan!

Er kreiselte herum.

Gerade noch rechtzeitig, denn Peter McCurtin hatte nach einem schweren Aschenbecher gegriffen, um ihn seinem Widersacher gegen den Kopf zu schmettern.

Der schlagende Arm befand sich schon in der Bewegung. Graue

Ascheteilchen regneten zu Boden.

Harry Erskine wich geschickt aus. Der marmorne Ascher streifte ihn nicht einmal. Dann aber war er an der Reihe. Er schleuderte Peter bis gegen die Wand.

McCurtin wurde durchgeschüttelt, und dann war Harry Erskine bei ihm. Der Mann stieß einen bösen Laut aus. Seine Fäuste flogen vor. Sie trafen, und ein wahres Trommelfeuer brach über Peter McCurtin herein, dem er nichts entgegenzusetzen hatte. Bewußtlos sank er zu Boden.

Keuchend ließ der Mann von ihm ab. Er wischte sich über den Mund und die Augen. Seinen schweren Revolver hatte er weggesteckt. Vorläufig brauchte er ihn nicht.

Wild starrte er auf den am Boden liegenden Mann. »Du bist schuld!« keuchte er. »Du bist schuld, daß sie gestorben ist. Nicht ich habe es getan, nein, du!«

Wenn Blicke töten könnten, dann wäre Peter schon nicht mehr am Leben.

Aber er beherrschte sich.

Noch…

»Ich werde dich mitnehmen!« flüsterte er. »Du kommst in das Haus, und dort wirst du das erleben, was auch sie erlebt hat. Ich werde dich töten. Jahrelang habe ich darauf gewartet, jetzt ist es soweit. Warte nur ab, du Lump!«

Der Anfall ging vorüber, und Harry Erskine beruhigte sich langsam. Sein Atem normalisierte sich. Harry begann logisch zu denken. Tagsüber konnte er die Wohnung nicht verlassen. Er mußte also warten, bis es dunkel geworden war. Und einen Wagen besaß er auch nicht. Also mußte McCurtin ihm seinen zur Verfügung stellen, denn das Autofahren hatte Harry in den fünfundzwanzig Jahren nicht verlernt. Er besaß damals schon einen Führerschein.

Es dauerte zwar noch Stunden, bis es dunkel wurde, aber die gingen vorbei. Außerdem konnte Harry Erskine warten. Das hatte er lange genug gemußt. In dieser verdammten Anstalt, in der ihn jeder Stein anwiderte.

Doch das war vorbei.

Sein Blick fiel auf die Frau. Er runzelte die Stirn, ging dann hin und faltete den Mantel über ihrem Körper zusammen. Dann drehte er einen doppelten Knoten in den Gürtel, damit der Mantel nicht wieder aufklaffte.

Als nächstes griff Harry in seine rechte Tasche. Was er brauchte, hatte er sich besorgt.

Unter anderem das Messer, die Schußwaffe und die Schnur. Sie bestand aus reißfestem Kunststoff und würde allen Entfesselungskünsten zum Trotz halten. Harry faltete sie auf, faßte

zuerst nach Peter McCurtins Hände und fesselte sie vor dem Körper. Er machte es geschickt, auch das hatte er lange genug geübt.

Dann waren die Füße an der Reihe, und anschließend kümmerte er sich um die Rothaarige.

Auch sie wurde gefesselt.

Harry wußte noch nicht, was er mit ihr machen sollte. Vielleicht würde er sie mitnehmen. Es kam ganz darauf an, wie sie sich verhielt. Drehte sie durch, dann war es aus.

Anschließend setzte sich Harry Erskine auf die Bettkante und wartete ab, bis die beiden aus ihrer Bewußtlosigkeit erwachten. Bei Peter McCurtin dauerte dies eine halbe Stunde, bis er sich wieder regte. Zuerst stöhnte er, dann schaute er sich verwundert um und sah Harry auf dem Bett sitzen.

Erkennen blitzte in seinen Augen auf. Die Erinnerung kehrte zurück und mit ihr die Kopfschmerzen.

Harry lachte. »Jetzt bist du in meiner Hand, du Hundesohn. Ich kann mit dir machen, was ich will.«

»Willst du mich umbringen?« stöhnte Peter.

»Ja.«

»Dann tu’s doch, zum Henker.«

»Nicht hier. Im Haus.«

Peter lachte bitter. »Und was hast du davon, wenn du mich umbringst?«

»Genugtuung.«

»Nein, die bekommst du nicht. Hast du dir eigentlich schon überlegt, daß Susan es damals freiwillig getan hat? Ja, sie hat sich mir an den Hals geworfen!«

Harry Erskine sprang hoch. »Hör auf!« schrie er. »Hör auf zu reden, sonst…« Blitzschnell zog er sein Messer, kam mit schnellen Schritten auf Peter zu und hielt ihm die Spitze dicht vor die Augen. »Soll ich? Legst du es tatsächlich darauf an?«

Da schwieg Peter McCurtin. Er hatte eingesehen, daß mit diesem Mann nicht zu reden war. Harry Erskine war in der Tat wahnsinnig. Und er, Peter McCurtin, befand sich in der Hand dieses gefährlichen Irren. Langsam bereitete er sich darauf vor, den nächsten Tag nicht mehr zu erleben…

***

Aus den beiden Stereo-Lautsprechern drang der Song ›Adieu Adeline‹, vom Orchester Anthony Ventura sanft intoniert, eine Melodie zum Träumen.

Mir gefiel das Lied sehr, nur träumen, das konnte ich mir beim besten Willen nicht leisten. Ich fuhr. Aber Jane, die neben mir hockte, hatte den Sitz zurückgestellt und hielt die Augen halb geschlossen.

»Weißt du, wozu ich jetzt Lust hätte?« fragte sie.
»Ich auch«, sagte ich.
»Nein, nicht, was du wieder denkst. Ich möchte jetzt in einer kleinen Bar sein, mit einer ebenso kleinen Tanzfläche und Kapelle, und alles müßte sich nur um uns beide drehen. Adieu Adeline. Immer wieder dieses Lied. Es wäre wunderbar.«
Manchmal hat Jane diese romantischen Anwandlungen, und ich muß ehrlich zugeben, daß mir diese gar nicht mal so unsympathisch waren, nur an diesem Tage nicht.
Ich hatte für diese Romantik im Moment keinen Draht. Mir schwirrte noch das Gespräch mit Madame Altari im Kopf herum. Die Worte gingen mir nicht aus dem Schädel.
»Du hörst mir gar nicht zu«, sagte Jane Collins plötzlich.
»Sorry, aber ich…«
»Ach, hör auf.« Die Detektivin stellte den Sitz wieder in eine normale Lage. »Du solltest dich schämen. Gerade in unserer Zeit tut ein wenig Wärme so gut.«
»Ja, ja.«
Jane redete noch, während ich den Bentley durch Londons Straßen lenkte. Ich wollte Jane Collins zu Hause absetzen und dann zu mir fahren, um noch ein paar Nachforschungen anzustellen.
Ich hielt vor Janes Apartmenthaus. Die Detektivin löste den Sicherheitsgurt und drehte mir dann ihr Gesicht zu. »Ich werde dich nicht fragen, ob du noch eine Tasse Kaffee bei mir trinken willst«, sagte sie den Tränen nahe. »Gute Nacht, John.« Sie hauchte mir einen Kuß auf die Wange.
Ich schaute ihr nach, bis der Hauseingang sie verschluckt hatte. Da kenne sich einer mit den Frauen aus. Jane mußte wirklich eine depressive Phase gehabt haben. Und ich Hornochse hatte mal wieder falsch reagiert.
Jetzt zu Jane hochzufahren, hätte keinen Zweck gehabt.
Ich startete, wendete und fuhr in die entgegengesetzte Richtung davon.
Mein Ziel; New Scotland Yard!
Hier wird Tag und Nacht gearbeitet. Der Nachtportier schaute mich erstaunt an, als ich die Halle betrat, in der auch die Marmortafel hing mit den im Dienst getöteten Kameraden.
»Sie, Sir?«
»Ja, ich habe noch etwas zu erledigen.«
Der Lift brachte mich in eines der Kellergeschosse, wo auch die Informationsabteilung lag. Hier liefen Meldungen aus aller Welt zusammen, wurden gespeichert, gesammelt, verglichen, ausgewertet und ad acta gelegt, um für den Bedarfsfall wieder hervorgeholt zu werden. Diese Abteilung war gewissermaßen das Herz vom Yard. Sie

hatte mir schon manch guten Dienst erwiesen.

Man sah mich etwas schief an, als ich die klimatisierten Räume betrat, Aber wer wird schon lächelnd begrüßt, wenn er Arbeit bringt?

Clint Summer, einen der Abteilungsleiter, beruhigte ich mit den Worten: »Keine Angst, was ich brauche, ist leicht zu beschaffen.«

»Das sagst du immer.«

Clint war ein sommersprossiger Bursche und ebenso lange beim Yard wie ich. »Was willst du wissen?«

Ich erklärte es ihm.

»Ein Mord, der fünfundzwanzig Jahre zurückliegt?«

»Sollte zu schaffen sein. Kein Problem.« Clint verschwand.

Zehn Minuten später kam er mit den Informationen zurück. Wir gingen in sein Büro. Vor mir lag eine dicke Akte, vom Zahn der Zeit gebleicht. Ich schlug sie auf und begann, sie zu überfliegen.

Das Querlesen hatte ich im Laufe der Zeit gelernt. Dabei arbeitete mein Gedächtnis zeitweise wie ein Computer und speicherte alle Informationen.

Es sah so aus: Harry Erskine hatte seine Frau umgebracht, nachdem er mit ihr gerade einen Tag verheiratet gewesen war. Als Grund war Eifersucht angegeben, da Susan Erskine sich mit Peter McCurtin, einem Jugendfreund, eingelassen hatte. Und das einen Tag vor der Hochzeit. Harry hatte davon erfahren und durchgedreht. Er war dann in eine Anstalt gesteckt worden.

Das war alles.

Es war schon seltsam, daß ich mit dem Geist der Toten gesprochen hatte, aber hier lag der Beweis vor mir, daß der Fall auch aktenkundig gemacht worden war.

Und Harry Erskine saß in der Anstalt.

Lebenslänglich, wie ich aus den Akten entnehmen konnte.

Aber hatte der Geist nicht etwas anderes gesagt? Hatte er nicht Angst, daß etwas passierte, daß der Kranke vielleicht ausbrechen könnte? Außerdem spielte das Haus eine wesentliche Rolle. In den Akten war kaum etwas darüber zu lesen.

Ich notierte mir die Anschrift und die Telefonnummer der Anstalt. Morgen früh wollte ich dort anrufen. Jetzt wurde es Zeit für mich, nach Hause zu fahren. In einer Stunde begann ein neuer Tag.

Ich bedankte mich bei den Kollegen, verabschiedete mich dann und verließ das Yard-Building. Irgendwo schrillte eine Alarmglocke. Wenig später hetzten vier Kollegen an mir vorbei und schwangen sich in einen Dienstwagen.

In London war wieder was los.

Ich gondelte nach Hause. Das Fenster hatte ich heruntergleiten lassen. Die Nachtluft tat gut nach der Schwüle des Tages. Irgendwann würde es sicherlich regnen, wie so oft in diesem Sommer. Ich rauchte

eine Zigarette, und der Fahrtwind trieb den Rauch von meinen Lippen aus dem Fenster.

Als ich die Einfahrt zur Tiefgarage erreichte, war das Tor längst geschlossen. Der Kasten an der halbhohen Schließsäule besaß ein Schloß und ich den dazu passenden Schlüssel.

Vom Wagen aus kam ich an die Säulen heran.

Das Tor schwang hoch.

Langsam rollte der Bentley über die schräge Abfahrt nach unten. Mit der Öffnung des Tores war automatisch das Licht aufgeflammt. Die Leuchtstoff röhren warf en ihren kalten Schein auf den nackten Betonboden. Spiegelnd gab der Lack der abgestellten Fahrzeuge das Licht wider.

Ich rangierte den Bentley in die für mich reservierte Lücke, stieg aus und schloß den Wagen ab.

Es war still in der unterirdischen Garage. Ich war wohl der einzige Mensch hier unten. Tiefgaragen sind für mich von einer nahezu makabren Kälte. Vor allen Dingen nachts fühlte ich mich hier unten mehr als unwohl. Deshalb beeilte ich mich auch, den Aufzug zu erreichen.

Er stand unten, und das Licht brannte in der Kabine.

Ich runzelte die Stirn. Befand sich jemand im Lift? Möglich, aber gesehen hatte ich keinen.

Ich zog die Metalltür auf.

Mein Blick traf den Rücken eines Mannes.

Lederjacke, eine verwaschene Hose, halbhohe Stiefel.

Ein Rocker!

Was tat der hier? In diesem Haus und in der Garage. Angst, den Lift zu betreten, hatte ich nicht. Ich würde den Kerl aber im Auge behalten und wollte sehen, wohin er ging.

Die Tür zog ich zu, dann drückte ich den Knopf zu meiner Etage. Der Aufzug ruckte an.

Im gleichen Augenblick drehte sich der Rocker um.

Aus einem Schritt Entfernung starrten wir uns an. Eine grünliche, welk wirkende Haut, stumpfe Augen kein Atem.

Schlagartig wurde mir alles klar.

Vor mir stand ein Untoter!

***

Plötzlich wußte ich, daß er sich nicht zufällig in der schmalen Kabine aufhielt. Nein, er war auf mich angesetzt.

Und er griff an.

Wie ein Roboter schlug er zu. Seine geballte Faust raste auf mich zu. Ich konnte nicht mehr ausweichen, sondern es gelang mir nur, meine Hand auszustrecken, und die Faust klatschte dagegen.

Trotzdem hatte der Schlag so viel Wucht, daß ich bis gegen die Tür geworfen wurde. Ich wollte meine Pistole ziehen, doch da warf der Zombie sich schon gegen mich. Mit seinem nicht gerade leichten Körpergewicht klemmte er mich regelrecht ein, und ich kam nicht dazu, meine Waffe zu ziehen.

Der Untote war stärker.

Dann begann ein mörderischer Kampf auf kleinstem Raum.

Mit einem normalen Rocker wäre ich und das soll nicht angeberisch klingen schnell fertig geworden, aber bei einem Untoten war dies fraglich. Mit bloßen Fäusten ist bei ihm nichts zu machen. Außerdem verspüren diese Wesen keine Schmerzen.

Seine zehn Finger suchten meinen Hals, und sie fanden ihn. Plötzlich spürte ich seine kalten Totenhände an meiner warmen Haut, und diese Berührung war wie ein Schock und bestimmte meine gewaltige Reaktion.

Ich schleuderte ihn zur Seite.

Der Untote fiel quer durch die Kabine. Er hatte mir jedoch gleichzeitig einen Schlag verpaßt, der mich halb um die eigene Achse getrieben hatte.

Mit den Schultern prallte ich gegen die Knopfleiste.

Und plötzlich stand der Lift.

Es gab einen ungeheuren Ruck. Ich war darauf nicht vorbereitet und wurde nach vorn geworfen.

Genau auf den Zombie zu.

Er wollte sich erheben, wurde aber von dem plötzlichen Stop ebenso überrascht wie ich und fiel hin.

Der Lift ruckte an und fuhr nach unten.

Mühsam hielt ich das Gleichgewicht, griff wieder unter mein Jackett und zog die Waffe.

Silberkugeln töteten Zombies, da sie zur untersten Stufe der Dämonen gehören.

Ich kam gar nicht mehr dazu, auf meinen Gegner anzulegen. Mit einer wahrhaft artistischen Geschicklichkeit hatte er seine Fahrradkette vom Gürtel gelöst und schlug auf dem Boden hockend damit zu.

Etwas blitzte, und einen Herzschlag später spürte ich einen reißenden Schmerz am rechten Handgelenk. Die Kette hatte sich darum gewickelt.

Ein Ruck, und die Beretta segelte zu Boden.

Der Zombie lallte auf.

Es sollte wohl so etwas wie ein Siegesgelächter sein, denn im Augenblick sah es auch ganz danach aus, als sollte er gewinnen.

Da stoppte der Aufzug.

Gleichzeitig hob der Untote seinen rechten Arm. Er wollte mit der

gefährlichen Kette zuschlagen. Ausweichen konnte ich schlecht, aber ich griff zu einem anderen Trick.

Meine Hand fuhr über die Schulter nach hinten, drückte auf irgendeinen Knopf.

Der Lift fuhr nach unten, er ruckte dabei, genau in dem Moment, als der untote Rocker zuschlug.

Mein Plan gelang. Durch das Rucken verlor er seine Standfestigkeit, die Kette pfiff an mir vorbei und fetzte gegen die Wand, wo sie einen Teil der Verkleidung aufriß.

Ich schoß vor.

Beide Fäuste hämmerte ich in das Gesicht des Untoten, und ein Karatehieb sollte ihn zu Boden schicken.

Er fiel zwar auf die Knie, aber er umklammerte meine Beine, und ich knallte ebenfalls hin.

Der Kampf ging weiter.

Ich war schweißgebadet, keuchte und wehrte mich verbissen. Längst war der Aufzug stehengeblieben. Der Rocker kroch auf mich zu. Die Zähne fletschte er, sein Gesicht zeigte ein böses Grinsen, und in seinen Augen las ich, daß mein Tod eine beschlossene Sache war.

Wieder wollte er mir an die Kehle.

Ich hämmerte meine Hände zur Seite und zog von unten einen Uppercut hoch.

Dabei traf ich die Kinnspitze des Untoten, und sein Kopf wurde in den Nacken gerissen.

Er fiel zurück.

Zwei Sekunden Atempause.

Ich schnellte hoch, fand die Knopfleiste und drückte den Kontakt zur siebten Etage.

Dort wohnte ich.

Der Lift fuhr an, aber der Untote kam auch.

Diesmal zog er sein Messer, die Kette hatte er wieder an den Gürtel gehängt. An meine Waffe konnte ich nicht, denn der Zombie lag darauf. Zum Glück kam er nicht auf die Idee, sie an sich zu nehmen, aber selbständig denken konnte er wohl nicht.

Für mich wurde es noch kritischer.

Der Zombie kam.

Er schlich um mich herum, während ich seine Bewegungen mit dem Körper auspendelte. Ich wußte genau, was er vorhatte, wartete, bis er sein Gewicht etwas verlagerte, um sich vorzuschnellen, dann drückte ich auf den Stoppknopf.

Alles geschah innerhalb einer Sekunde, und der Zombie wurde überrascht.

Ich nicht, denn ich war darauf vorbereitet.

Urplötzlich hielt der Lift an.

Es kam so schnell, daß der untote Rocker nicht reagieren konnte. Er breitete die Arme aus, torkelte einen Schritt nach hinten und versuchte sich abzustützen.

Ich lief vor.

Zweimal traf ich den Untoten hart, aber er spürte nichts. Ich brachte ihn nur aus der Stoßrichtung, damit mich die Messerklinge nicht traf. Dann packte ich seinen rechten Arm und hebelte ihn herum. Er sollte die Klinge fallen lassen, doch er dachte nicht im Traum daran. Er hielt sie fest umklammert.

Ich schlug den Arm gegen die Wand.

Kein Erfolg.

Dafür traf er mich mit einem Tritt. Es tat höllisch weh. Ich mußte die Hand loslassen.

Er keuchte und lallte.

Hastig drückte ich auf den Knopf.

Wieder setzte sich der Lift in Bewegung.

Und der Zombie kam.

Einem Messerstoß wich ich aus, der zweite hätte mir fast ein Ohr abrasiert. Dicht vor meinen Augen sah ich zum drittenmal die Klinge blitzen, tauchte weg, sprang vor, packte den Zombie an der Hüfte und hebelte ihn über meinen Körper hinweg.

Schwer krachte er auf den Boden des Fahrstuhls.

Jetzt lag meine Waffe frei.

Hastig bückte ich mich und nahm die Beretta wieder an mich. Doch bevor ich schießen konnte, hatte der Untote die Tür aufgedrückt und war verschwunden.

Ich ließ den Arm sinken, sprang auf die Tür zu, doch da fuhr der Lift höher.

Verdammt, der Kerl hatte mich gefilmt. Ihm war es vor seiner Flucht doch noch gelungen, auf einen der Knöpfe zu drücken. Jetzt hatte ich das Nachsehen. So dumm war der Rocker gar nicht.

Nach zwei Etagen stoppte der Aufzug.

Ich riß hastig die Tür auf und sprang in den Flur. Lauschend verharrte ich auf der Stelle, wobei ich meinen Fuß zwischen Tür und Rahmen stellte, damit mir der Weg nicht versperrt wurde.

Nichts zu hören.

Im Haus war es still.

Irgendwo rauschte eine Wasserspülung, aus einer Wohnung hörte ich gedämpfte Musik. Im Treppenhaus brannte die Notbeleuchtung. Es war alles normal.

Und doch schlich ein Untoter durch das Gebäude.

Er stellte eine Gefahr für alle Bewohner dar. Ich mußte den Zombie fassen und vernichten.

Aber warum hatte er auf mich gelauert? Wer hatte ihn geschickt?

Denn daß er nur ausführendes Organ war, das wußte ich längst.

Rasch entschloß ich mich. Ich fuhr in die siebte Etage und stieg dort aus.

Hier hatten Suko und ich unsere Apartments. Die Wohnungen lagen quasi Wand an Wand. Ich konnte mir keinen besseren Helfer vorstellen als Suko, wenn es um die Jagd nach dem Untoten ging.

Der Flur war leer.

Ich lief rasch bis zu Sukos Tür und schellte. Egal, welche Zeit wir hatten, der Chinese war immer bereit.

Während ich wartete, schaute ich mich immer wieder nach beiden Seiten um, doch kein Zombie ließ sich blicken. Erst beim zweiten Klingeln hörte ich Schritte. Um der Sache eine höhere Dringlichkeit zu geben, hämmerte ich mit der Faust gegen das Holz.

Endlich öffnete Suko.

Er stand im Morgenmantel vor mir, bekam große Augen und sagte nur ein Wort: »Du?«

»Ja, zum Teufel. Zieh dich an!«

Der Chinese schaltete schnell. »Was ist passiert?«

»Im Haus versteckt sich ein Untoter!«

Suko machte auf dem Absatz kehrt, und verschwand in seinem Apartment. Ich blieb draußen stehen, nicht weil ich mich nicht in die Wohnung traute, ich wollte nur vermeiden, daß der Untote entwischte, falls er sich meine Wohnung als nächstes Ziel vorgenommen hatte. Denn daß er mich töten wollte, stand außer Zweifel.

Suko redete mit Shao. Sie tauchte auch kurz auf und winkte mir zu. Ich lächelte zurück.

Dann kam Suko. Er hatte sich in Windeseile angezogen und hielt seine Waffe in der Hand. Er überprüfte sie während des Gehens. »Ich habe Shao eingeschärft, daß sie auf keinen Fall öffnen soll, wenn sich irgend etwas tut.«

Ich nickte. Das war ganz in meinem Sinne. Seit Shao ihr schreckliches Abenteuer als verkleinerte Person hinter sich hatte, beschützte Suko sie wie ein Vater.

Verständlich, denn er empfand das gleiche für Shao wie ich für Jane Collins. Nur ließ sich die Detektivin nicht in ihren Kram hineinreden.

»Wie gehen wir vor?« fragte Suko.

»Einer muß das Treppenhaus übernehmen, der andere hält unten Wache.«

»Wo?«

Ich überlegte. Suko hatte mit seiner Frage gar nicht so unrecht. Der Zombie konnte gut und gern durch die Tiefgarage fliehen, dort war er ja auch schließlich ins Haus gekommen. Aber daran glaubte ich nicht. Das wäre etwas zu umständlich gewesen. »Dann nehme ich mir das

Treppenhaus vor«, entschied ich mich.

Der Chinese war einverstanden. Er hatte noch eine berechtigte Frage: »Wie sieht er eigentlich aus?«

»Er ist ein Rocker. Lederjacke, Jeanshose und die übliche Bewaffnung, Messer und Fahrradkette.«

Suko nickte und verschwand.

Ich orientierte mich in Richtung Treppenhaus. Wie ich schon erwähnte, die Notbeleuchtung brannte, dennoch gab es genügend schattige Ecken und Winkel, in denen der Zombie lauern konnte.

Sieben Etagen sind eine Menge. Zum Glück waren die Stufen breit, und ich brauchte keine Angst zu haben, über meine eigenen Beine zu fallen. So leise wie möglich bewegte ich mich voran. Die mit Silberkugeln geladene Beretta hielt ich in der rechten Hand. Auf jeden Absatz befand sich ein Lichthof.

Dahinter jedoch gähnte jetzt die Dunkelheit.

Irgendwo oben schlug eine Tür. Unwillkürlich blieb ich stehen. Ich dachte mit Schrecken daran, daß sich dieser Zombie auch leicht eine Geisel nehmen konnte.

Dann sah es böse aus. Hoffentlich kam er nicht auf den Gedanken. Weitet führte mich mein Weg nach unten. Noch nie bin ich in diesem Apartamentgebäude durch das Treppenhaus geschlichen und dazu noch zu nachtschlafender Zeit. Ich kam mir fremd im eigenen Haus vor.

Aber es geschah nichts.

Kein Zombie lauerte auf mich, keiner griff mich an.

Der fünfte Stock.

Ich ging jetzt schneller, bemühte mich auch nicht mehr, unbedingt lautlos zu sein.

Den vierten Stock ließ ich hinter mir und auch den dritten. Dann gelangte ich in den Zweiten.

Und da hörte ich den Schrei.

Gleich darauf peitschte der Schuß!

***

Hinter Suko fiel die Lifttür ins Schloß. Der Chinese hatte sich schon in der kurzen Zeit einen Plan zurechtgelegt. Er wollte mit dem Aufzug die einzelnen Etagen durchfahren, in jeder anhalten und jeweils in den Flur schauen.

Zuerst fuhr Suko nach oben.

Es war eine langweilige Arbeit, aber sie mußte getan werden. Der Chinese blickte in jeden Flur, bemerkte jedoch nichts Verdächtiges. Den Zombie sah er jedenfalls nicht, nur einmal schlurfte ein Mann im Schlafanzug gähnend über den Flur.

Suko fuhr wieder nach unten. Diesmal in einem Rutsch bis in die

siebte Etage.

Dann wiederholte er das Spiel nur in der entgegengesetzten Richtung. Auch in den unteren Etagen fand der Chinese die Flure leer. Langsam wurde er sauer. Dieser untote Rocker schien doch schlauer zu sein, als man angenommen hatte.

Erste Etage.

Noch immer nichts.

Der Lift fuhr weiter.

Erdgeschoß Schluß.

Suko drückte die Tür auf. Er schaute in die Halle, und sein Blick wanderte automatisch hin zu dem kleinen Glaskasten, in dem der Nachtportier saß und las.

Der Chinese war beruhigt.

Der Zombie hatte ihn also nicht entdeckt. Aber befand er sich überhaupt in der Nähe?

Suko drehte seinen Kopf nach rechts.

Und da sah er ihn.

Hinter einer die Halle stützenden Säulen trat der Rocker hervor.

Vorsichtig, fast lautlos und mit eckig wirkenden Bewegungen näherte er sich der Portiersloge.

Der Chinese verließ den Fahrstuhl. Längst hielt er die Waffe schußbereit.

Vielleicht zwanzig Schritte trennten die beiden.

Doch Suko machte einen Fehler. Er hielt die Fahrstuhltür nicht fest. Als sie zuschlug, hörte der Zombie das Geräusch.

Er wirbelte herum.

Suko und er starrten sich an.

Der Zombie wußte Bescheid.

Blitzschnell zog er sein Messer und sprang zur Seite. Jetzt wurde auch der Portier aufmerksam und stieß einen gellenden Warnschrei aus, der, da die Tür zu seiner Kabine offenstand, durch die Eingangshalle schallte.

Suko rief dem Zombie eine Warnung zu: »Stehenbleiben!«

Der Untote rannte weiter, auf die Portiersloge zu.

Da feuerte der Chinese. Vor seiner Waffe platzte eine Feuerblume auf, und das Silbergeschoß raste aus dem Lauf. Doch der Zombie machte einen instinktiven Sprung zur Seite, so daß die geweihte Kugel fehlschlug.

Bevor Suko ein zweites Mal feuern konnte, befand sich der Untote bereits hinter einer Säule.

Der Portier machte genau das falsche. Anstatt in der Kabine zu bleiben und die Tür zu schließen, rannte er hinaus.

Der Zombie ließ sich die Chance nicht entgehen.

Auch Sukos Warnschrei überhörte der Mann. Plötzlich tauchte hinter

der Säule ein Arm auf, eine Hand griff hart zu, bekam den Portier an der Schulter zu packen und riß ihn herum.

Schon hatte der Untote eine Geisel.

Suko ließ die Waffe sinken.

Zwei Sekunden später tauchte der Zombie wieder auf. Mit seiner Geisel. Er hatte den Portier im Würgegriff, in der anderen Hand hielt er das Messer, und die Spitze zeigte auf das Herz des Mannes.

In diesem Augenblick tauchte ich auf.

Vielleicht zwei Sekunden brauchte ich, um die Situation zu überschauen und festzustellen, daß ich nichts machen konnte.

Der Zombie hielt die Trümpfe in seiner Hand.

Wir durften nichts riskieren, was das Leben der Geisel auch nur im geringsten gefährden konnte.

Also abwarten, bis sich uns eine Chance bot.

Der Untote bewegte sich rückwärts, der Tür zu. Bald würde er auf die Kontaktplatte treten, damit die beiden Türhälften auseinanderschwingen konnten.

Das Gesicht des Portiers war verzerrt. Angst und Entsetzen hatten eine Grimasse daraus gemacht. Er stand eine Höllenangst aus und wurde immer weiter zurückgezogen.

Der Zombie sprach kein Wort. Er lallte nur. Bestimmt machten diese Laute den Portier ebenfalls verrückt. Die Messerklinge zitterte vor seiner Brust. Wenn sich der Zombie nur einmal erschreckte oder erschreckt wurde gar nicht auszudenken, was dann passierte.

Wir folgten ihm auch nicht, sondern blieben stehen. Ich hoffte nur, daß ausgerechnet jetzt niemand das Haus betrat.

Die Türhälften glitten auseinander, der Zombie hatte den Kontakt berührt.

Allerdings war die Halle hell erleuchtet, und Menschen, die draußen vorbeigingen, würden genau sehen, was im Innern geschah.

Noch sah ich nur vorbeifahrende Autos. Der Zombie verschwand mit seiner Geisel in der Dunkelheit. Er wurde regelrecht von ihr geschluckt.

Ich nickte Suko zu. »Los!« rief ich.

Gemeinsam spurteten wir auf die Tür zu. Ich war eine Idee schneller als Suko und befand mich als erster draußen. Nach zwei Schritten stoppte ich ab.

Der Portier lag auf dem Pflaster. Zum Glück war er nicht tot. Ich sah, wie er sich bewegte und stöhnend versuchte, sich aufzurichten. Suko rannte an mir vorbei, streckte seinen rechten Arm aus und half dem Mann hoch.

Ich aber suchte den Zombie.

Rechts war er nicht. Links ebenfalls nicht. Der Portier lag links von mir. Ich lief an ihm vorbei die Straße hinunter. Die Lampen gaben

genügend Streulicht, aber den Untoten sah ich nicht.

Verdammt, er konnte sich doch nicht in Luft aufgelöst haben!

Ich suchte sämtliche Hauseingänge ab, aber auch hier entdeckte ich ihn nicht. Meine Pistole hatte ich verschwinden lassen, ich wollte keine nächtlichen Passanten erschrecken.

Schließlich gab ich es auf. Wahrscheinlich war er auf die gegenüberliegende Straßenseite gelaufen. Dort gab es zwischen den Häusern einige Einfahrten und auch kleinere Grünflächen. Also Schlupfwinkel en masse.

Wütend und enttäuscht kehrte ich zurück.

Suko war mit dem Portier zurück ins Haus gegangen. Beide fand ich in der Loge.

Der Chinese flößte dem erschreckten Mann soeben einen Schluck Whisky aus einer Taschenflasche ein. Langsam ging es dem Portier besser, und die Farbe kehrte wieder in sein Gesicht zurück.

In der Tür blieb ich stehen. Auf Sukos fragenden Blick hob ich nur die Schultern.

Der Portier setzte sich aufrecht hin. »Was war das für ein Kerl?« fragte er mich. »Kannten Sie den, Herr Oberinspektor?«

Er wußte, daß ich bei der Polizei war, ahnte aber nicht, welchen Job ich dort bekleidete.

»Der Mann hatte es auf mich abgesehen. Eine Rachegeschichte. Wir werden ihn aber kriegen.« Die Wahrheit verschwieg ich dem guten Mann. Ich wollte ihn nicht noch mehr erschrecken. Er hätte mir wahrscheinlich auch gar nicht geglaubt. Lebende Tote kannte er höchstens aus dem Kino.

»Da muß man ja bald Gefahrenzulage beantragen«, meinte er und grinste säuerlich. »Himmel, hatte ich eine Angst, als der mir das Messer vor die Brust drückte.«

Wir blieben noch zwei Minuten bei ihm. Als wir gingen, riet ich ihm, die Tür zu schließen.

»Das werde ich machen. Danke.«

Suko und ich fuhren hoch. Ich ging noch mit in Sukos Apartment. Shao hatte sich nicht hingelegt, aber einen grünen, glänzenden Hausmantel übergestreift. Das schwarze Haar hatte sie gelöst. Lang floß es bis zum Rücken.

Sie war natürlich neugierig, und wir mußten erzählen.

»Kannst du dir ein Motiv vorstellen?« fragte Suko mich.

»Natürlich. Du weißt selbst, daß wir auf der Abschußliste einiger Dämonenfürsten stehen.«

»Aber die versuchen es nicht auf diese Tour.«

»Nein.«

»Ob da ein neuer Fall in der Luft liegt?« vermutete Suko.

»Ja, ich habe etwas Neues.«

»Und?«

Ich berichtete ihm von unserem Besuch bei Madame Altari. »Aber das eine hat wohl mit dem anderen nichts zu tun«, sagte ich abschließend.

Auch Suko war meiner Meinung.

Nun, wir irrten uns beide. Das allerdings konnten wir zu dem Zeitpunkt noch nicht wissen.

Ich ließ Suko und Shao wieder allein und machte, daß ich in mein Bett kam. Ein paar Stunden wollte ich wenigstens noch schlafen. Doch Ruhe fand ich so schnell nicht. Immer wieder dachte ich an den Überfall. Was oder wer steckte dahinter? Ich hoffte, irgendwann darauf eine Antwort zu finden.

***

Teigige, dicke Finger gruben sich in das Leder unterhalb des linken Revers. Sie rollten die ehemalige Tierhaut zusammen, und mit einem Ruck zog der Ghoul den Untoten zu sich heran.

»Was hast du?« keuchte Mr. Grimes.

Der Zombie-Rocker lallte und gurgelte. Vergeblich versuchte er, sich verständlich zu machen.

»Sinclair ist entkommen, nicht?« keuchte Grimes. Er wußte auch so, daß die Aktion seines Vasallen ein Schlag ins Wasser gewesen war.

Nicken.

»Und warum ist er entkommen?« knurrte Grimes. »Weil du zu dämlich warst, du hirnloses Wesen.« Der Ghoul regte sich so sehr auf, daß seine Gesichtszüge verschwammen und zu einer qualligen Masse wurden, die quer und längst aufeinander und ineinander zulief.

Der Zombie aber zitterte. Er kannte die Wut des Ghouls. Da konnte er seltsamerweise Gefühle entgegenbringen. Dann verstand er Lob und Schmerz, aber nur bei Dämonen.

Bei Menschen reagierte er völlig gefühllos. Er ließ sich von seinem Instinkt leiten, oder wie bei der Geiselnahme von den Erinnerungen an sein früheres Leben, denn da hatte er auch schon Geiseln genommen. So etwas war noch hängengeblieben. Es ist eben schwer, die Psyche eines Zombies zu durchdringen, wenn man bei diesem Wesen überhaupt von einer Psyche reden kann.

Mr. Grimes warf ihn quer durch den Raum. Der Zombie krachte mit dem Rücken gegen die rauhe Kellerwand und rutschte daran herunter. Er versuchte sich auch gar nicht zu wehren, obwohl er sicherlich stärker war als der Ghoul. Der Untote gehorchte den Gesetzen der Dämonenwelt. Der Ghoul war sein Meister und damit basta.

»Eine Chance werde ich dir noch geben!« flüsterte Grimes heiser. »Wenn du sie verpaßt, wirst du endgültig getötet. Wie das geschieht, kannst du dir ja vorstellen.«

Der Zombie nickte.

Grimes aber lachte. Er wußte, daß der Untote Angst vor ihm hatte. Und wenn er wirklich durchdrehte, würde Grimes ihm erbarmungslos den Kopf abschlagen.

Der Ghoul verließ den Kellerraum und schmetterte die Tür hinter sich zu. Er wollte jetzt erst einmal allein sein, um über sein weiteres Vorgehen nachzudenken.

***

Am anderen Morgen erwachte ich mit Kopfschmerzen und einem widerlichen Druck auf den Augen. Ich hatte zwar geschlafen, fühlte mich dennoch matt und irgendwie kaputt.

Als ich aus dem Fenster schaute, sah ich die grauen Wolken am Himmel. Ein steifer Westwind fegte durch die Straßen, und ich wußte Bescheid.

Wetterwechsel!

Der tat den meisten Menschen nicht gut.

Mir auch nicht. Hinzu kamen die Sorgen, die mich seit dem gestrigen Tag drückten. Ich dachte sofort wieder an den Überfall, als ich die Augen aufschlug und rätselte weiter herum, welches Motiv dahintersteckte.

Beim Duschen fand ich kein Ergebnis, und beim Frühstück auch nicht. Ziemlich mies gelaunt fuhr ich ins Büro, freute mich auf Glendas Kaffee, bis mir einfiel, daß Glenda ja nicht da war. Sie wollte zum Zahnarzt.

Ich kochte mir den Kaffee selbst. Anschließend verzog ich mich zu Sir Powell, um ihm einen Bericht über die letzten Ergebnisse zu geben.

Der Superintendent blinzelte mich hinter seinen dicken Brillengläsern an und ließ mich reden. Als Kommentar sagte er dann: »Sehen Sie mal zu, John.«

Er war ziemlich ungnädig, denn ich hatte ihn bei der Lektüre der Morgenzeitungen gestört.

Frustriert verzog ich mich.

Draußen regnete es inzwischen. Schräg fielen die Wasserschleier vom Himmel. Der Wind wehte sie als lange Vorhänge durch die Straßen, knickte Regenschirme und riß kleinere Zweige von den Bäumen ab. Und das im August. Manchmal hatte ich das Gefühl, schon die Vorboten des Herbstes zu erleben.

Meine eigentliche Arbeit begann ich mit einem Telefongespräch. Ich rief in der Heilanstalt an.

Ich kam auch durch. Allerdings nur bis zum Empfang. Von dort verband man mich weiter zu einem Dr. Ziegler. Und der zeigte sich ziemlich verstockt.

»Auskünfte über Patienten gebe ich grundsätzlich nicht. Und erst recht nicht über Telefon«, erklärte er mir.

»Ich brauche sie aber.«

»Woher soll ich wissen, daß Sie kein Schwindler sind?«

»Rufen Sie zurück«, sagte ich.

Dazu erklärte er sich bereit.

Ich legte auf, rauchte eine Zigarette und wartete. Nach zehn Minuten erst klingelte das Telefon.

Es war Dr. Ziegler.

»Zufrieden?« fragte ich.

»Ja. Worum geht es.« Seine Stimme klang um eine Idee freundlicher.

»Es geht um einen Patienten von Ihnen«, erklärte ich. »Und zwar heißt der Mann Harry Erskine.«

Stille. Dann ein Räuspern. Danach ein gedehntes: »Na und?«

Ich wurde plötzlich mißtrauisch. Da schien mir irgend etwas nicht in Ordnung zu sein. Und Dr. Ziegler rückte auch schon mit der Sprache heraus.

»Der Patient ist leider entflohen«, erklärte er. »Wir können uns das auch nicht erklären, aber er hatte eine Art Vertrauensstellung und sie schamlos mißbraucht.«

Ich hatte das Gefühl, einen Schlag in den Magen zu bekommen. »Wann ist das passiert?«

»Gestern.«

O verdammt, der Geist hatte recht gehabt. Und wir das Nachsehen. Das tödliche Karussell hatte sich bereits gedreht. Es kam ganz schön in Schwung.

»Was haben Sie unternommen?« erkundigte ich mich.

»Alles Menschenmögliche, doch gefunden haben wir ihn nicht. Es tut mir leid, aber damit konnte niemand rechnen. Er hat unser Vertrauen sehr mißbraucht.«

Davon hatte ich nichts und von den Beteuerungen des Doktors auch nicht.

»Sie wissen ja, daß der Ausbrecher eine Gefahr darstellt«, sagte ich. »Und zwar eine nicht zu unterschätzende.«

»Da stimme ich mit Ihnen überein.«

»Fein.« Ich räusperte mich. »Wie ich die Lage einschätze, hat dieser Harry Erskine vor, sich nach London durchzuschlagen. Wahrscheinlich hat er es schon geschafft.«

Dr. Ziegler widersprach nicht.

»Kennen Sie eine Anlaufadresse? Sie haben Erskine doch jahrelang behandelt.«

»Nein, er war sehr schweigsam.«

»Hat er nie etwas erzählt? Auch nicht im Wahn?«

»Nein.«

»Dann danke ich Ihnen für die Auskünfte.«

Dr. Ziegler druckste noch herum. »Werden werden Sie ihn finden,

Mr. Sinclair?«

»Ich hoffe es.«

»Aber unterschätzen Sie ihn nicht. Er ist sehr gefährlich«, warnte mich der Arzt.

»Keine Angst.«

Mit diesen beiden Worten beendete ich das Gespräch und legte auf. Nachdenklich knetete ich mein Kinn. Das Klingeln des Telefons riß mich aus meinen Überlegungen.

Jane Collins war am Apparat.

»Na, ausgeschlafen?« fragte sie.

»Abgebrochen.«

Sie lachte. »Gibt es was Neues?«

»Und ob.« Ich berichtete.

»Ein Zombie hat dich angegriffen?« fragte die Detektivin. »Aber um Himmels willen wieso?«

»Das weiß ich auch nicht. Schließlich liegt das letzte Zombie-Abenteuer schon länger zurück.«[3]

»Erinnere mich nur nicht daran«, sagte Jane.

»Okay, aber man muß alles in Betracht ziehen.«

»Glaubst du, daß…?«

»War nur dahingesagt.«

»Erskine ist schlimmer«, meinte sie. »Ich frage mich nur, wo er sich aufhält.«

»Da gibt es einige Möglichkeiten«, erklärte ich.

»Laß hören.« Ich hörte das Aufflammen eines Feuerzeuges. Jane hatte sich eine Zigarette angezündet.

»Er kann erst einmal in London untergetaucht sein, wartet ab, bis Gras über die Sache gewachsen ist und führt dann seine Pläne durch.«

»Das heißt, er tötet seinen ehemaligen Widersacher.«

»Genau.«

»Und die anderen Möglichkeiten?« fragte Jane.

»Er fährt sofort zu McCurtin.«

»Dann solltest du so rasch wie möglich hin, John.«

»Ich war schon halb auf dem Weg.«

»Soll ich mit?«

»Nein, ich rufe dich an. Wir werden uns nur am Abend das Haus ansehen, so wie es der Geist der Toten gesagt hat.«

»Nimmst du Suko mit?«

»Ja.«

»Okay, dann bis später.«

Nach diesem Gespräch suchte ich die Nummer eines gewissen Peter McCurtin heraus. Das war leichter gesagt, als getan, denn es gab mehrere. Bei zwei Anrufen meldeten sich Frauen, die mir eine negative Auskunft gaben. Beim dritten hob niemand ab, und beim

vierten hatte ich Glück.

»Ja, bitte.«

Ich meldete mich mit Namen und Dienstgrad.

Im gleichen Augenblick wurde die Verbindung unterbrochen. Ich runzelte die Stirn und schaute auf den Hörer. Dieser McCurtin schien nicht gerade von einem Anruf der Polizei begeistert zu sein. Oder aber man hatte ihn daran gehindert, mit mir zu sprechen.

An die zweite Möglichkeit glaubte ich nach Lage der Dinge am ehesten. Wenn sich das als wahr erwies, dann befand sich der Irre bereits in London.

Und für mich wurde es Zeit.

Die Adresse hatte ich.

Mayfair ein nicht gerade billiges Viertel. Ich warf mir den Mantel über, als ich nach draußen zum Parkplatz ging, wo mein Bentley stand. Die schrägen Regenschleier packten mich und zerrten am Mantelstoff. Ich sah zu, daß ich in den Wagen kam, startete und stellte das Gebläse auf die höchste Stufe.

Mit quietschenden Reifen fuhr ich los.

In der Innenstadt fuhren die Fahrzeuge wieder Stoßstange an Stoßstange. Hinzu kam noch der kalte Regen, so daß der Verkehr zu einem Knäuel wurde. Ich fuhr die Victoria Street hinunter und ließ den Bahnhof links liegen. An der Südseite des Green Parks vorbei erreichte ich Hyde Park Corner. Als ich das Hilton Hotel passierte, wurde ich an den grauenhaften Fall mit den Todespflanzen erinnert. [4]

Wenig später befand ich mich bereits im Stadtteil Mayfair.

Peter McCurtin wohnte nicht weit vom Berkley Square entfernt. Ich fand auch einen Parkplatz, mußte aber noch laufen.

Unter den ausladenden Baumästen fand ich einigermaßen Schutz vor dem Regen. Der Wind zerrte an den nassen, schweren Blättern und bog die Zweige, als wären sie aus Gummi.

Aus den Augenwinkeln sah ich einen roten Mustang. Er fuhr auf mich zu und schlich die Straße entlang. Die breiten Reifen peitschten das Wasser der Pfützen hoch.

Der Wagen verschwand, und ich dachte auch nicht mehr an ihn. Durch die zum Teil beschlagenen Scheiben hatte ich sowieso keinen der Insassen gesehen.

Ich betrat einen großen Flur. Peter McCurtin wohnte im ersten Stock, Eine breite Treppe führte mich nach oben.

Zwei Wohnungen lagen in der ersten Etage nebeneinander. Beide Türen bestanden aus zwei großen Hälften.

Ich klingelte.

Es blieb ruhig.

Ein zweiter Versuch.

Wieder nichts.

Dafür wurde rechts von mir die Wohnungstür aufgezogen, und eine etwa vierzigjährige Frau mit blond gebleichten Haaren und grell geschminkten Lippen streckte neugierig ihren Kopf in den Flur.

»Suchen Sie jemand, Mister?«

Ich lächelte. »Ja, ich bin mit Mr. McCurtin verabredet.«

Die Blondine verzog die Lippen. Sie beugte sich noch weiter vor, so daß ich zwangsläufig in ihren spitzen Ausschnitt schauen mußte.

Nun, ich drehte mich weg. Ich bin zwar kein Mönch, aber was sie bot, war kaum zu unterbieten.

»Das tut mir aber leid«, sagte sie. »Mr. McCurtin ist nicht zu Hause.«

»Seit wann ist er denn weg?«

»Vor ein paar Minuten ist er gegangen. In Begleitung eines Mannes. Zufällig konnte ich…«

»Wie sah der Mann aus?«

Sie hob überrascht die grau geschminkten Augenbrauen. »Sie sind ja ein ganz Neugieriger. Warum wollen Sie das wissen?«

Ich zeigte ihr meinen Ausweis.

»Ach du liebe Güte Polizei.« Ihr erstauntes Gesicht nahm plötzlich einen verschwörerischen Ausdruck an. Ich kannte solche Typen. Sie nahmen sich jetzt ungeheuer wichtig.

»Können Sie mir mehr erzählen?« fragte ich.

»Och, eigentlich nicht. Ich habe bei Mr. McCurtin hin und wieder die Wohnung gesäubert.«

»Dann besitzen Sie einen Schlüssel.« Sofort hakte ich nach.

»Ja. Ich putze nämlich, wenn Mr. McCurtin nicht zu Hause ist.«

»Könnten Sie mir den Schlüssel überlassen?«

Sie hob die Schultern. »Ich weiß nicht so recht…«

»Ich bin Polizeibeamter, werte Frau. Sie gehen wirklich kein Risiko ein.«

»Ja, natürlich…«

Den Schlüssel bekam ich.

Lächelnd nahm ich ihn entgegen, bedankte mich höflich und schloß die Tür auf.

Die Frau kam jetzt völlig aus ihrer Wohnung. Sie stand hinter mir, so nah, daß das billige Parfüm meine Geruchsnerven beleidigte.

»Ich möchte Sie doch bitten, hier im Flur zu bleiben«, forderte ich sie lächelnd auf.

Ihr Gesicht spiegelte Enttäuschung wider.

Ich betrat die Wohnung. Zuerst fiel mir der Geruch auf. Man merkte, daß lange kein Fenster mehr geöffnet worden war. Es roch muffig und vor allen Dingen nach kaltem Zigarettenrauch.

Ich schaute mir mehrere Zimmer an. Die raffiniert eingerichtete Küche, den Livingroom, das Bad und das Schlafzimmer.

Das rothaarige Mädchen lag mitten auf dem Doppelbett.

Tot.

Mit einem Loch im Kopf…

***

Der kaltblütige Mord hatte Peter McCurtin geschockt. Noch jetzt zitterte er, als stände er nur mit einer Badehose bekleidet im kältesten Winter.

Er fuhr so unkonzentriert, daß er fast einen Unfall verursacht hätte. Der auf dem Beifahrersitz hockende Harry Erskine fluchte.

»Noch mal solch einen Mist, und ich schieße dich ab, du Dummkopf.«

Peter nickte.

Von Harrys Krankheit war auf den ersten Blick nichts zu bemerken. Er reagierte wie ein ganz normaler Gangster, kalt und entschlossen. Nicht aufgeregt oder durchgedreht.

Diese Eigenschaften besaß McCurtin. Er hatte fast vergessen, wie man einen Wagen fuhr, und es grenzte schon an ein Wunder, daß sie nicht von einem Bobby angehalten worden waren.

Wenn das jedoch geschah, sah Peter schwarz. Dann würde der Wahnsinnige sicherlich durchdrehen.

Deshalb hoffte Peter, daß sie so durchkamen, und der Kerl neben ihm kein Blutbad anrichten konnte.

Ihr Ziel war klar.

Das Haus an der Themse.

Wo alles seinen Anfang genommen hatte. Damals vor fünfundzwanzig Jahren.

Und nun sollte das Schicksal einen grausamen Schlußstrich ziehen.

Während der Fahrt war die Waffenmündung unverwandt auf Peter McCurtins Körper gerichtet. Der Irre saß dort wie eine Statue. Nur hin und wieder funkelte es in seinen Augen auf.

Harry Erskine hatte nichts zu verlieren. Das wußte er. Er war von einer erschreckenden Kaltblütigkeit. Als Laura durchdrehte, hatte der Wahnsinnige sofort geschossen.

Ohne vorher zu warnen.

Das war der echte Harry Erskine.

Peter McCurtin hatte diesen Schock noch immer nicht überwunden. Er fuhr wie im Traum, stoppte an den Ampeln, gab wieder Gas, bremste und stoppte erneut.

Monoton zogen die Wischer ihre Halbkreise über die Scheiben, fegten die Tropfen weg, um gleich darauf das Spiel von vorn zu beginnen. Die ungleichen Männer ließen die Innenstadt hinter sich und näherten sich langsam dem Fluß.

Es wurde diesiger. Die Scheinwerfer hatten sie längst eingeschaltet. Das Wasser fiel wie ein nie abreißender Vorhang aus dem grauen

Himmel. In den breiten Pfützen tanzten die Regentropfen.
Natürlich quälte sich Peter McCurtin mit Selbstvorwürfen. Er gab sich die Schuld an Lauras Tod. Aber mit wenn und aber war nichts mehr zu retten, er mußte sich jetzt auf die Tatsachen einstellen.
Und die waren schlimm genug.
Die Gegend wurde ärmlicher. Sie fuhren jetzt über eine Straße, die geradewegs zum Fluß führte. Das Kopf Steinpflaster glänzte wie die Köpfe von nassen Nägeln. Die Federung des Mustangs wurde arg strapaziert.
Die Straße endete nicht direkt am Ufer, sondern vor einer langen Häuserreihe.
Aber links und rechts ging es weiter.
»Links!« befahl der Kranke.
Es schien, als hätte er in all den Jahren nichts vergessen und sich alles genau eingeprägt.
Kein Mensch war auf den schmutzigen Bürgersteigen zu sehen. Der Regen hatte die Leute in die Häuser getrieben. Nur hin und wieder kam ihnen ein Wagen entgegen.
Die Straße zog sich an der Themse entlang. Die Häuser verschwanden. Ein freies Stück Land lag vor ihnen. Weiter entfernt stachen zwei Fabrikschornsteine wie riesige Finger in den grauen Himmel.
Die Straße stieg etwas an. Sie lief jetzt auf einer Uferbefestigung weiter. Aber es gab immer wieder Pfade, die hinunter zum Wasser führten.
In einen mußte Peter einbiegen.
Sofort rumpelte der Mustang über Unebenheiten. Bodenwellen kratzten über die Auspuffwanne, Steine schlugen gegen die Karosserie. Sie knallten wie Schüsse.
Schon war das graue Band der Themse zu sehen. Es herrschte reger Schiffsverkehr. Containerboote wurden von kleinen Schleppern gezogen. Lange Frachtkähne glitten durch die Wellen. Hin und wieder tutete ein Schiffshorn. Es roch nach brackigem Wasser und verfaultem Uferschlick.
Im Zehn-Meilen-Tempo fuhren sie weiter. Mehr ließ das Gelände nicht zu.
Harry Erskine brauchte keine weiteren Anweisungen zu geben, Peter wußte auch so, wie er zu fahren hatte. Obwohl er seit dieser verhängnisvollen Nacht nicht mehr die Hütte besucht hatte, fanpl er den Weg doch mit traumwandlerischer Sicherheit.
Wie verloren standen einige Campingwagen in der grauen Regensuppe. Sie sahen schäbig aus und sackten immer tiefer in den Matsch. Die Uferwiesen waren nur noch ein einziges Rutschfeld. Glatt, wie mit Seife eingeschmiert.

Bald mußte das Haus auftauchen. Die Wohnungen hatte es früher noch nicht gegeben. Sie waren ein Rest der Wohlstandsgesellschaft.

Und dann sahen sie das Haus.

Als Schemen tauchte es aus den grauen Regenschleiern aus. Peter McCurtin meinte, das Haus hätte früher näher am Ufer gestanden, aber das war wohl eine Täuschung gewesen.

»Wo soll ich parken?« fragte McCurtin. Seine Stimme zitterte.

»Stell den Wagen ruhig vor das Haus.«

»Okay.«

Peter McCurtin rangierte ihn so, daß er mit dem Heck zur Front des Hauses wies. Mit einem letzten Blubbern erstarb der Motor. Peter fühlte den kalten Schweiß auf seinen Handflächen.

Er hatte Angst.

Während der gesamten Zeit war die Mündung der Waffe nach wie vor auf ihn gerichtet gewesen. Keine Chance zu fliehen.

»Steig aus!« befahl der Geistesgestörte.

Peter öffnete die Tür. Er überlegte, ob er es versuchen sollte, denn, wenn er erst einmal im Haus steckte, war alles vorbei. Dann hatte Erskine alle Trümpfe in der Hand.

Auch der andere stieg aus. Er machte es sehr geschickt und zielte mit der Waffe über das Wagendach hinweg auf seinen Gefangenen. Aber so genau konnte er doch nicht anlegen.

Und deshalb reagierte Peter McCurtin.

Er duckte sich plötzlich, schnellte zur Seite weg und begann zu rennen.

Dicht an der Hauswand spurtete er entlang, erreichte die Ecke und wischte herum.

Hinter sich hörte er den Fluch des Mannes.

Peter McCurtin rannte um sein Leben.

Mit Riesenschritten jagte er über die feuchte Uferwiese, Er rannte irgendwohin, nur weg. Seine Schuhe klatschten in große Pfützen, Wasser spritzte hoch bis zu den Schultern, kleinere Dreckklumpen lösten sich aus dem Boden hinter ihm.

Harry Erskine dachte gar nicht daran, den Mann entkommen zu lassen. Nicht jetzt, wo er fünfundzwanzig Jahre auf seine Rache gewartet hatte.

Er nahm die Verfolgung auf.

Und Erskine war schneller.

Schritt für Schritt holte er auf, und plötzlich blieb er abrupt stehen und begann zu lachen.

Langsam hob der Verfolger den rechten Arm.

Die Waffe schien mit seiner Hand verwachsen zu sein.

Harry Erskine zielte genau.

Dann drückte er ab.

Peter McCurtin hörte den peitschenden Knall des Revolvers. Er erwartete die tödliche Kugel, doch auf einmal hatte er das Gefühl, jemand hätte ihm mit ungeheurer Wucht sein linkes Bein weggerissen. McCurtin verlor die Standfestigkeit. Er schlug lang hin, überschlug sich dabei und rutschte durch den feuchten Wiesenschlamm.

Der Dreck drang ihm in den Mund, in die Nasenlöcher und in die Augen. Und er spürte, wie das Blut aus der Wunde lief, die die Kugel gerissen hatte.

Auf einmal stand Erskine neben ihm. »Nur ein Streifschuß«, sagte der Frauenmörder kichernd. »Setz dich auf und verbinde dein Bein!«

Peter kroch herum. Er stöhnte und schluchzte. Sein linker Oberschenkel brannte wie Feuer. Mit zitternden Fingern holte er ein Taschentuch hervor und band es um die Wunde. Es reichte nicht ganz, er mußte sein Hemd aus der Hose ziehen und es in Streifen reißen. So fertigte er sich einen provisorischen Verband an.

»Und jetzt steh auf!« befahl Erskine.

»Ich ich kann nicht!« Peter sah erbarmungswürdig aus. Der Schlamm klebte an seinen Haaren, wurde vom Regen ausgewaschen und lief ihm als Bach über das Gesicht.

»Steh auf!«

Peter McCurtin merkte, daß er keine Chance besaß und daß dieser irre auch nicht nachgeben würde. Er quälte sich hoch. Es fiel ihm sehr, sehr schwer.

»Zurück mit dir!«

Peter mußte den Weg zum Haus zurückhumpeln. Sein Gesicht war verzerrt. Die Lippen hielt er fest zusammengepreßt. Er mußte sich davor hüten, sein Gewicht auf das linke Bein zu verlagern. Dann wäre er vor Schmerzen an die Decke gegangen.

Harry Erskine gab ihm keine Unterstützung. Peter hätte auch keine angenommen.

Und so schlich er zurück.

Sie erreichten das Haus. Irgendwo klapperten ein paar lose Dachziegel. Der Regen hatte die Hauswand völlig durchgenäßt. Die Scheiben starrten vor Schmutz. Aus einer verlängerten Dachrinne gurgelte das Wasser im nie abreißenden Strom.

Die Tür war offen.

Peter McCurtin sah dies, als er genau vor dem Haus stand. Er wunderte sich nicht darüber. Bestimmt diente dieses Gebäude Pennern und Streunern als Unterschlupf.

»Geh rein!« forderte ihn der Verrückte auf.

Mit der flachen Hand drückte Peter Erskine die Tür auf. Sie quietschte in den Angeln.

Ein dunkler Flur lag vor ihm.

Der Flur! Er kannte ihn noch. Ihn hatte man nicht umgebaut, sondern

so gelassen.

Ein widerlicher, penetranter Geruch stieg in Peters Nase. Feucht und muffig.

Oder…?

Nein, nicht nur muffig. Hier roch es wie auf einem Friedhof, wenn Gräber geöffnet wurden.

Nach Moder…

Peter hatte so etwas schon einmal erlebt, als sein Vater umgebettet werden mußte. Die abenteuerlichsten Vermutungen Schossen ihm durch den Kopf.

Ob hier irgendwo eine Leiche lag, die langsam vermoderte?

Er ging weiter. Das linke Bein zog er nach. Die Schmerzen waren kaum noch auszuhalten.

Plötzlich hörte er das Geräusch.

Rechts von ihm.

Er drehte den Kopf.

Da traf ihn schon der Schlag. Peter McCurtin krachte zu Boden, und im gleichen Augenblick sprang der Zombie aus seiner Deckung.

Harry Erskine reagierte sofort.

Er schoß!

***

Ich legte meine Fingerspitzen auf die Haut der Toten. Sie war kalt, demnach, mußte die Frau bereits länger tot sein.

Hinter mir hörte ich einen erschrockenen Ruf, dann einen kurzen Schrei und danach einen Fall.

Ich drehte mich um.

Die Frau lag ohnmächtig auf dem Boden. Sie hätte nicht mit in die Wohnung kommen sollen. Gewarnt hatte ich sie schließlich.

Ich ging zum Telefon und wählte die Nummer der Mordkommission mit einem Bleistift.

Drei Sätze genügten.

Dann rief ich Suko an.

»Halt dich bereit«, riet ich dem Freund. »Die Lage hat sich zugespitzt.« Ich erklärte ihm, was ich entdeckt hatte.

»Okay«, sagte Suko. »Jane ist übrigens hier.«

Das hatte ich mir gedacht. Eigentlich wollte ich sie gar nicht mit dabeihaben, aber jetzt konnte ich sie auch nicht mehr umstimmen. Ich hatte keine Beweise, daß Harry Erskine der Mörder war, konnte mir aber auch keinen anderen vorstellen.

Natürlich dachte ich auch an Peter McCurtin. Er befand sich in der Gewalt des Ausbrechers, und ich konnte mir vorstellen, daß Erskine kein großes Federlesen machte.

Wenn nicht folgendes gewesen wäre.

Das Haus an der Themse.
Dieses Gebäude stand in einem unmittelbaren Zusammenhang zu den einzelnen Personen, und dort würde sich das Drama abspielen, falls wir es nicht verhinderten.

***

Die Mordkommission kam.
Ich gab einige Erklärungen ab und verschwand. Der leitende Beamte guckte zwar dumm, doch darum konnte ich mich nicht kümmern.
Für Suko, Jane und mich galt es jetzt, ein neues Verbrechen zu verhindern…
Der Schuß brüllte auf, die Kugel traf den Rocker in die Brust, etwa zwei Handbreit neben dem Herzen.
Der Zombie wurde von der Aufprallwucht zurückgeschleudert. Er torkelte an Peter McCurtin vorbei und wurde erst durch das Treppengeländer aufgehalten.
Aber er fiel nicht.
Er blieb stehen und schüttelte den Kopf.
Peter McCurtin sah dies alles aus seiner Froschperspektive, und er glaubte, den Verstand zu verlieren. Die Kugel hatte genau getroffen, das war deutlich zu sehen gewesen, aber den Zombie hielt es auf den Beinen, obwohl er längst hätte tot sein müssen.
Doch er stand.
Er wankte nicht einmal, sondern stieß ein tiefes, böses Knurren aus.
Der Schütze stand wie festgenagelt. Auch ihm quollen fast die Augen aus dem Kopf. Denn mit allem hatte er gerechnet, nur damit nicht. Normalerweise tötet eine Kugel, aber hier…
Harry schüttelte den Kopf. Er schielte auf seine Waffe, dann auf den Untoten und die Wunde in der Brust und begriff nichts.
Der Zombie aber faßte mit der linken Hand nach hinten, stützte sich am Geländer ab und zog mit der rechten seine Fahrradkette. Ohne sich um den am Boden liegenden Peter McCurtin zu kümmern, stakste er auf Harry Erskine zu.
Der Irre begann zu zittern. Ein Normaldenkender hätte schon längst die Flucht ergriffen, nicht so Harry Erskine. Er wollte in diesem Haus bleiben, über Nacht bleiben und um Mitternacht seinen Auftrag ausführen.
Wieder hob er die Waffe. »Es hat keinen Zweck, Mister!« hörte er plötzlich eine spöttische Stimme. Gleichzeitig wurde die Kellertür aufgezogen, und Grimes betrat den Flur.
Sofort schwenkte der Mörder seine Waffe.
Grimes hob die Hände. Er stand dort wie ein King und war gekleidet wie immer. Schwarzer Anzug, weißes Hemd, Stehkragen, dunkler Binder und eine Melone auf dem kahlen Schädel. »Ich werde auch

Ihren Kugeln trotzen«, sagte er, »versuchen Sie es gar nicht. Uns du bleibst stehen, Big Alfie.«

Der Rocker gehorchte.

Grimes lächelte zufrieden.

Harry Erskine aber wußte überhaupt nicht mehr, was gespielt wurde. Aber instinktiv zögerte er doch, seine Waffe zu gebrauchen. Vielleicht fühlte er auch, daß dieser Grimes ihm nicht gefährlich wurde, denn sie hatten eines gemeinsam.

Den Haß auf die Gesellschaft. Und schon ein altes Sprichwort heißt: Gleich und gleich gesellt sich gern.

So wie hier.

Hier waren ein Mensch und ein Dämon aufeinandergetroffen und fanden Gefallen aneinander.

Harry Erskine senkte die Mündung, so daß sie schräg zu Boden zeigte. Ein erster Friedensbeweis.

Mr. Grimes lächelte. »So ist es gut«, lobte er. »Ich glaube, wir können nun miteinander reden wie vernünftige Männer.«

Als Peter McCurtin die Worte hörte, glaubte er zu träumen. Das durfte es doch gar nicht geben. Wenn die drei sich gegen ihn verbündeten, war seine letzte Chance ebenfalls dahin.

Und alles sah nach einem Pakt aus.

»Was suchen Sie eigentlich hier?« fragte der Ghoul und strich sich über sein glattes Gesicht.

»Das könnte ich Sie auch fragen«, antwortete Harry Erskine.

»Ich bin der Besitzer!« stellte Grimes fest.

Sofort hob der Verrückte wieder die Waffe. »Nein!« knirschte er. »Ich bin es. Seit fünfundzwanzig Jahren…«

»Dann sind Sie Harry Erskine?«

»Ja. Sie kennen mich?«

Grimes nickte. »Aber stecken Sie doch endlich das überflüssige Schießeisen weg. Es imponiert mir nicht. Es macht mich nur unsicher.«

Harry Erskine ließ sich überzeugen. Der Revolver verschwand.

Harry blickte den untoten Rocker und Grimes lauernd an. »Woher kennen Sie mich?« fragte er.

Grimes lächelte. Dabei bewegte er seine Finger wie ein Klavierspieler. »Das ist eine gute Frage, Harry. Aber leicht zu beantworten. Ich habe mich natürlich für die Geschichte des Hauses interessiert und hätte das Gebäude gar nicht gekauft, wenn es nicht so eine blutige Vergangenheit hinter sich gehabt hätte. Ich wollte das. Es gefiel mir.«

»Und warum?«

»Weil ich etwas vorhabe«, erwiderte der Ghoul.

»Was sind Sie? Ein Gangster? Planen Sie ein Verbrechen?« fragte

Harry Erskine.
»Ich will König von London werden.«
Jetzt lachte Erskine und tippte sich gegen die Stirn. »König von London. Ich glaube, Sie gehören in die Anstalt, nicht ich. Sind Sie eigentlich noch richtig im Kopf?«
Grimes lächelte wissend. Dann sagte er: »Ich bin kein Mensch.«
Harry Erskine zuckte kurz mit den Augenbrauen. »Und was sind Sie dann, bitte?«
»Ein Ghoul!«
»Was ist das denn? Ein Wesen vom anderen Stern?«
»Nein, ein Dämon. Ich ernähre mich von Toten. Und ich bin nicht zu töten!«
Jetzt wurde es Harry Erskine doch unheimlich. Er begann zu krächzen. Sprach unverständliche Worte und fuhr sich mit dem Zeigefinger zwischen Hals und Kragen.
»Machen Sie den Versuch, Harry. Schießen Sie auf mich. Mir wird es ebenso ergehen wie Big Alfie. Ich bin nicht zu töten. Nicht durch eine normale Kugel.«
»Wo womit dann?«
Auf diese Frage bekam Harry Erskine keine Antwort.
Peter McCurtin aber glaubte zu träumen. Doch der Schmerz in seinem Bein belehrte ihn eines Besseren. Was sich hier vor seinen Augen abspielte, war die reine, brutale Wirklichkeit.
»Machen Sie schon, Harry!« forderte Grimes ihn auf.
Erskine nickte. Er zog seinen Revolver. Dabei zitterten seine Hände. Das war ihm noch nie vorgekommen, daß ihn jemand aufforderte, auf ihn zu schießen. Nun gut, der andere war selbst in Schuld, wenn etwas passierte.
Big Alfie stand dabei und beobachtete nur. Den rechten Arm hatte er sinken lassen. Er hielt noch immer die Kette fest. Wenn er seine Hand bewegte, klirrten die einzelnen Glieder leise gegeneinander.
Der Geisteskranke hob die Waffe. Er zielte über Kimme und Korn, sah den Kopf des Ghouls dicht vor sich und ließ die Mündung dann aber weiter nach unten wandern.
Die Brust, die Körpermitte, weiter nach rechts.
Der Arm.
»Schießen Sie schon!« forderte Grimes ihn auf.
Da drückte Harry Erskine ab.
Krachend entlud sich der Schuß.
Die Kugel sägte in den Arm hinein, er wurde nach hinten geschleudert, aber Grimes blieb stehen und lachte.
Im Jackett befand sich ein Loch im Arm ebenfalls. Eine gallertartige Masse quoll daraus hervor. Eine Masse, die jedoch nicht weiterwanderte, sondern gerann und zu neuer Haut wurde. Sie bildete

ein Stück Fleisch, das die Wunde fugenlos abschloß. Nichts blieb zurück. Es war, als hätte die Kugel vorher gar nicht getroffen.

Mr. Grimes stand wie ein Denkmal.

Er lächelte.

Harry aber stierte sich fast die Augen aus dem Kopf. Er wischte sich den Schweiß ab, bewegte zwar die Lippen, aber kein Wort drang aus seinem Mund.

Das hatte er noch nicht erlebt.

»Überzeugt?« fragte Grimes.

Erskine nickte, ohne sich über seine Reaktion bewußt zu werden.

»Stecken Sie die Waffe wieder weg!«

Harry gehorchte automatisch.

Peter McCurtin hatte seinen Kopf in den angewinkelten Armen vergraben. Er konnte nicht hinschauen, und er wollte es auch nicht. In was war er nur hineingeraten?

»Diese Demonstration reicht Ihnen wohl«, sagte Mr. Grimes. »Glauben Sie nun, daß ich in der Lage sein werde, mich zum König von London zu krönen?«

»Ja.«

»Gut, dann kommen wir zum eigentlichen Problem. Was ist mit diesem Mann dort?« Damit meinte er Peter McCurtin.

»Ich will ihn töten!«

In Grimes' Augen blitzte es auf. »Wann? Jetzt?«

»Nein, um Mitternacht soll er sterben. Wie meine damalige Frau, die mich mit diesem Schuft vor fünfundzwanzig Jahren betrogen hat.«

Grimes lachte und meinte: »Ah, dann weiß ich, wer er ist. Das ist unser Freund McCurtin.« Er drehte sich zu Peter um, der ihn ängstlich anschaute. »Ja«, sagte Grimes, »es ist gut, wenn er stirbt. Gut für mich. Dann brauche ich nicht zum Friedhof zu gehen!« Er lachte schaurig, und Peter bekam vor Angst eine Gänsehaut. Der Ghoul wandte sich wieder an Harry. »Und was haben Sie danach vor?«

Erskine hob die Schultern. »Keine Ahnung. Ich werde mich wohl irgendwo verstecken.«

Der Ghoul schüttelte den Kopf. »Das ist nicht mehr nötig. Sie können bei mir bleiben und einer meiner ersten Helfer werden. Wollen Sie?«

Die Demonstration hatte Harry Erskine überzeugt. Außerdem war er nie eine Führernatur gewesen. Er brauchte immer jemand, der ihm sagte, was er zu tun hatte, und der Vorschlag des Mannes kam ihm deshalb sehr gelegen.

»Natürlich werde ich bei Ihnen bleiben.«

»Fein«, freute sich Grimes. »Was machen wir solange mit ihm?«

»In den Keller!«

Der Ghoul war einverstanden. Er fand die Idee ausgezeichnet. Harry wollte schon auf McCurtin zugehen, als Grimes ihn mit einer

Handbewegung zurückhielt. »Da wäre noch etwas«, sagte er.

Der Mann blieb stehen.

Grimes rieb sich die Hände, wobei er unappetitliche Geräusche produzierte. »Es geht um einen Mann namens John Sinclair«, erklärte er, »ihn muß ich zuvor noch ausschalten.«

»Kenn' den Kerl nicht.«

»Kann ich mir vorstellen, Erskine. Sie haben ja lange genug gesessen, aber dieser Mann kann meinen Plänen sehr im Wege stehen, und das will ich vermeiden. Er hat mir schon einmal eine Niederlage beigebracht, ein zweitesmal lasse ich das nicht zu, da komme ich ihm zuvor. Ich will, daß er stirbt oder noch besser, daß er in meine Gewalt gerät, so kann ich ihn dann fertigmachen.« Er wechselte jetzt zum Du über. »Es wird deine Aufgabe sein, Harry, Sinclair auszuschalten.«

»Wann?«

»Wenn du deine Rache erledigt hast. Morgen kannst du damit beginnen, Sinclair aufzuspüren und hierherzuschleppen oder, was noch besser ist, in dieses Haus zu locken.«

Harry winkte ab. »Das dürfte wohl nicht schwer sein.«

***

Wir hatten unseren Wagen oben an der Straße abgestellt. Gedeckt wurde der Bentley von einem fast verfallenen Kiosk, dessen Holz eine grüne Schimmelfarbe zeigte.

Jane Collins war zurückgeblieben. Sie sollte im Wagen die Stellung halten, was ihr wiederum gar nicht gefiel, denn sie liebte Action. Aber einer mußte auch den Rückzug decken.

Suko und ich hatten uns allein auf den Weg gemacht.

Und der wurde zu einer Rutschpartie.

Ein feiner Regen sprühte aus den Wolken. Er fiel nicht gerade, sondern wurde vom Wind getrieben und stach in unsere Gesichter.

Es war kein Vergnügen, sich bei dem Wetter am Ufer der Themse zu bewegen, aber ich konnte ja nicht nur im Frühling kämpfen.

Suko hielt sich dicht an meiner Seite. Er war froh, wieder mit von der Partie sein zu können, das hatte er mir mehr als einmal zu verstehen gegeben.

Vom Flußufer her krochen die Dunstschleier über den Boden. Der erste Nebel hatte sich gebildet. Die Luft war angereichert mit Feuchtigkeit. Kein Wetter für Kranke.

Die Wohnwagen gaben uns Deckung. Wir blieben stehen und peilten erst einmal die Lage. Undeutlich nur sahen wir die Umrisse des Spukhauses.

Aber wir erkannten einen Wagen, der davor parkte.

»Das Häuschen hat Besuch«, flüsterte Suko.

Ich nickte.

»Meinst du, daß Harry Erskine schon da ist?«
»Mit Sicherheit.«
»Dann holen wir ihn doch.« Suko steckte wieder voller Tatendrang.
»Langsam, Freund.« Ich legte ihm meine Hand auf die Schulter. »Ich möchte nicht unbedingt in eine Falle laufen.«
»Die erwarten uns doch nicht.«
Ich hob die Schultern.
»Sollen wir uns teilen?« fragte Suko.
»Das ist später besser. Einer nimmt den Vorder- und einer den Hintereingang.«
»Okay, Meister, aber dann warte nicht zu lange.«
Das tat ich auch nicht. Geduckt näherten wir uns dem Haus. Wer uns jetzt beobachtete, hätte uns ohne weiteres für Einbrecher halten können.
Wasserlachen bedeckten die Wiesen. Manchmal konnte ich es nicht vermeiden und klatschte voll mit dem Fuß in die Tümpel. Bis zu den Schienbeinen hoch war meine Hose naß.
Und weiter regnete es.
Meine Lederjacke glänzte wie mit Speck eingerieben. Das Haar sah aus, als hätte ich es frisch gewaschen, und als wir das Haus endlich erreichten, hatten Suko und ich keinen trockenen Faden mehr am Leib.
Ich wischte mir über die Stirn. Wir hatten uns an die, von der Haustür aus gesehen, linke Seite gepreßt.
»Wer nimmt den Hintereingang?« flüsterte ich.
Suko deutete auf seine Brust.
Ich war einverstanden. Wir trennten uns mit einem Kopfnicken und in der Gewißheit, daß sich einer auf den anderen verlassen konnte.
Ich warf einen Blick um die Hausecke. Mit einem Auge schaute ich nur. Vor der Treppenstufe war der Boden zertrampelt. Das ließ darauf schließen, daß mehrere Personen in das Haus gegangen waren.
Die ersten Fenster befanden sich rechts und links der Tür etwa in Kopfhöhe. Ich ging etwas in die Knie, als ich daran vorbeischlich. Wenn zufällig einer nach draußen schaute, brauchte er mich nicht unbedingt zu sehen.
Dann stand ich vor der Tür.
Wenn abgeschlossen war, hatte ich. Pech gehabt und mußte ganz offiziell klopfen, denn eine Klingel entdeckte ich nicht. Dann konnte ich mich nur darauf verlassen, daß Suko richtig reagierte.
Die Tür war nicht zu.
Sie besaß noch eine altmodische Klinke und keinen Knauf. Warum sollte ich nicht auch mal Glück haben.
Behutsam drückte ich die Haustür auf, streckte meinen Kopf durch den Spalt und schaute in das Innere.

Der Geruch, der meine Nase berührte, erinnerte mich an Moder und Fäulnis und erzeugte in mir ein Ekelgefühl.

Ich zuckte unwillkürlich zurück.

Meine Gedanken drehten sich. Dieser Gestank kam nicht von ungefähr. Friedhofsgeruch, Verwesung, Moder…

Ich hatte mehr als einmal so etwas wahrgenommen. Auf Kirchhöfen, alten Totenackern und in Verbindung mit Ghouls.

Allein der Gedanke daran erregte bei mir Ekel.

Aber ein Ghoul hier? Kaum. Oder sollte dieses Haus ein grauenhaftes Geheimnis bergen. Eine Leiche, zum Beispiel…

Ich ließ die Spekulationen, drückte die Tür so weit auf, daß ich hindurchschlüpfen konnte und betrat das Gebäude.

Meine Beretta hielt ich in der rechten Hand, ich wollte sichergehen, daß mich niemand überraschte.

Einen Schritt ging ich voran, den nächsten.

Halbdunkel.

Schwer mit Blicken zu durchdringen.

Aber wo versteckten sich die anderen?

Ich hörte das Pfeifen, vermischt mit einem leisen Klirren, drehte mich sofort nach rechts, aber nicht schnell genug.

Die Kette traf mein rechtes Handgelenk. Wie von selbst ließ ich die Waffe fallen, ging unwillkürlich zurück, bis ich mit dem Rücken gegen die Tür stieß, und hob die linke Hand zu einer Abwehrbewegung.

Der Kerl, der geschlagen hatte, setzte sofort nach. Wie ein Schemen kam er aus dem Hintergrund, und mir wurde angst und bange, als ich ihn erkannte.

Es war der untote Rocker aus der Tiefgarage!

***

Jetzt verstand ich überhaupt nichts mehr. Wie kam diese Figur in das Haus? Was hatte er hier zu suchen?

Zeit, Fragen zu stellen, hatte ich nicht mehr, denn der Zombie setzte augenblicklich nach.

Wieder pfiff die eiserne Kette heran. Durch eine Pendelbewegung wich ich dem Schlag aus. Das mörderische Instrument pfiff an meiner Schulter vorbei, traf das Holz und schlug dort große Späne heraus; die mir um die Ohren flogen.

Mit einem Tritt hielt ich mir den Zombie etwas vom Leib. Dann startete ich einen Gegenangriff. Mein Karatetritt traf seinen Arm und ließ ihn hochschnellen, die Faust, die ich hinterhersetzte, explodierte an seinem Kinn, und der lebende Tote segelte zurück. Er wurde vom Treppengeländer aufgehalten.

Ich hatte etwas Luft.

Hastig bückte ich mich nach meiner Waffe.

Doch da kam der zweite.
Ein Bär von Mann ein gewaltiger Schatten. Meine Finger waren ausgestreckt, sie berührten sogar schon das kühle Metall, doch da flog der Kerl gegen mich.
Ich erhielt einen gewaltigen Stoß, der mich zur Seite und auch zu Boden schleuderte. Instinktiv zog ich die Beine an und ließ sie sofort wieder vorschnallen. Mein Tritt fegte ins Leere. Ich aber nutzte den Schwung aus und kam auf die Füße.
Die Faust flog von der Seite her auf mich zu.
Ich nahm zwar noch den Kopf zurück, wurde aber trotzdem erwischt. Der Treffer schüttelte mich durch, so daß ich die Übersicht verlor. Ein zweiter Hieb warf mich in die Knie.
Benommenheit drohte mich zu überwältigen, und für den Bruchteil einer wahnwitzigen Sekunde befürchtete ich, daß die Kerle mich jetzt totschlagen würden.
Aber es kam anders.
Mein Gegner, von dem ich bisher noch nicht viel gesehen hatte, war plötzlich hinter mir, und dann spürte ich einen Druck im Nacken, den ich recht gut kannte.
Kalt und hart.
Die Mündung einer Waffe.
Die Stimme war dicht neben meinem linken Ohr. Gefühllos, rauh und siegessicher.
»Eine dumme Bewegung, Mister, und du bist tot!«
Ich blieb hocken und wagte mich nicht zu rühren, denn lebensmüde war ich nicht. Außerdem würde der Kerl wirklich kein Federlesen machen, wenn er wirklich der war, für den ich ihn hielt.
Für Harry Erskine.
Der Geisteskranke hatte wahrscheinlich die Frau erschossen, und warum sollte er mich schonen?
Sekundenlang geschah nichts. Dann hörte ich Schritte und das leise Klirren der Kette.
Der untote Rocker kam.
Wenn er jetzt zuschlug, war ich verloren, aber er beherrschte sich. Breitbeinig blieb er vor mir stehen. Ich hörte sein Lallen, und dann die Stimme hinter mir. »Hau ab!«
Der Zombie verschwand.
Ich atmete auf.
Langsam erholte ich mich wieder. Mir ging es von Sekunde zu Sekunde besser. Der Druck wich, ich konnte wieder normal atmen und fragte: »Darf ich aufstehen?«
»Nein.«
»Sind Sie Harry Erskine?«
Kichern. »Ja.«

»Was ist mit Peter McCurtin?« fragte ich.
»Noch lebt er.«
Mir fiel ein Stein vom Herzen. Aber die Antwort ließ keine optimistischen Zukunftsaussichten zu. Dieses noch war deutlich genug gesprochen. Harry Erskine würde seinen damaligen Widersacher töten, und da er keine Zeugen gebrauchen konnte, erledigte er mich ebenfalls. Nur wie kam Erskine mit dem Zombie zusammen? Wo war hier die Verbindung?
Meine Neugierde war fast noch größer als die Angst. Und noch etwas fiel mir auf. Ein Dämon und ein Geisteskranker passen nicht zusammen. Sie stoßen sich ab wie zwei gleiche Pole. Dämonen fürchten Geisteskranke. Aus welchem Grund auch immer. Sollte Harry Erskine überhaupt nicht geisteskrank sein? Wenn ja, dann war sein Plan eiskalt ausgeklügelt und genau überlegt.
Er hatte ja auch lange genug Zeit gehabt.
Die Lösung des Rätsels sollte nicht lange auf sich warten lassen.
Es begann mit Schritten.
Eine dritte Person kam.
Ich wollte den Kopf heben, doch Erskine hinter mir verstärkte den Druck der Mündung, so daß ich weiterhin gebückt blieb.
»Nur nicht so voreilig, Mister!« zischte er.
Die Schritte wurden lauter, stampfender. Die Holzdielen verstärkten den Schall noch. Dann hörte ich ein trockenes Hüsteln, ein Lachen und Schmatzen.
Eine Gänsehaut lief über meinen Rücken.
Wer kam dort?
Der Modergeruch nahm zu, er wurde intensiver, und ich mußte schlucken, damit mir nicht übel wurde. Scharf sog ich den Atem durch die Nase ein.
Die Schritte verstummten.
Direkt vor mir.
Ich peilte von unten hoch. Schwarze Hosenbeine, frisch gebügelt. Dunkle Schuhe, der Geruch von Moder…
Irgendwo hatte ich das schon einmal gesehen. In meinem Gehirn wirbelten die Gedanken. Ich kramte in der Erinnerung herum, und dann hörte ich seine Stimme.
»Steh auf, John Sinclair!«
Ich stemmte mich hoch. Erskine hinter mir ließ mich gewähren. Er stieß nur einen überraschten Laut aus, als er meinen Namen vernahm.
Dann stand ich.
»Willkommen, John Sinclair!« Die Stimme troff vor Hohn, und ich hatte das Gefühl, mit Eiswasser übergossen zu werden.
Vor mir stand kein Geringerer als Mr. Grimes, der Ghoul aus der Horror-Disco!

***

Er weidete sich an meiner Überraschung. Er war so aufgeregt und nervös, daß sein fettes Gesicht zum Teil zerfloß, in die Breite lief und dabei aussah wie dünner Teig.

»Endlich habe ich dich!« spie er mir ins Gesicht. »Endlich. Was Big Alfie nicht geschafft hat, brauchte ich erst gar nicht in Angriff zu nehmen. Du bist freiwillig zu mir gekommen.« Er rieb sich seine Hände und produzierte dabei schmatzende Geräusche, die mich anwiderten.

Ein lautloses Lachen schüttelte ihn. »Das ist John Sinclair!« rief er. »Ihr braucht ihn gar nicht mehr zu suchen, er hat den Weg freiwillig gefunden. Freiwillig in den Tod. Wie mich das freut, Sinclair. Einmal hast du mir alles zerstört, und es hat Monate gedauert, bis ich mich erholte, jetzt aber bin ich an der Reihe. Dieses Haus hier hat wirklich ein Schicksal. Alle Fäden führen zusammen, und auch du wirst eine Angstnacht im Spukhaus erleben. Du wirst ebenso sterben wie Peter McCurtin. Um Mitternacht schlägt deine Stunde, John Sinclair.« Der Ghoul lachte wieder. »Wir haben dich beobachtet, wie du dich angeschlichen hast. Du und dein Freund. Dein Kreuz hat dich verraten. Ich spürte die Strahlen, aber jetzt ist es aus. Du entkommst uns nicht mehr. Denn Harry braucht sich vor deinem Kruzifix nicht zu fürchten. Er wird dich töten, und ich sehe zu. Auf deinen Freund brauchst du nicht zu bauen. Der Chinese ist schon von mir ausgeschaltet worden. Er war unvorsichtig, als er ins Haus kam. Und auch sein Schädel ist nicht aus Eisen. Ihr werdet das Vergnügen haben, zusammen sterben zu dürfen. Und Problem Nummer drei wird Alfie lösen. Du weißt genau, wen ich meine? Die hübsche Blonde, die mir damals auch entwischt ist, wartet oben an der Straße im Wagen. Big Alfie freut sich schon auf sie. Er wird ihre Leiche zu mir bringen. Die nächste Nacht wird für mich ein gewaltiges Fest.«

Der Ghoul warf die Arme hoch und klatschte. Dann drehte er den Kopf zu Big Alfie, dem untoten Rocker. »Los, verschwinde, und hol dir die Blonde!«

Alfie ging.

In mir aber schoß die Wut und die Angst hoch. Ich stand vor einer geladenen Waffe und konnte nichts tun. Verdammt auch. Und gerade diese Hilflosigkeit machte mich fast wahnsinnig.

Big Alfie zog die Tür auf.

Graues Tageslicht fiel in den Flur. Es war schon hoher Nachmittag, und an diesem Tag hatte sich das Licht kaum durchsetzen können. Man hätte meinen können, sich im tiefsten November zu befinden.

Die Tür fiel hinter Alfie zu.

Ich dachte an Jane Collins. Sicher, sie war in dem Sinne keine normale Frau. Sie konnte sich ihrer Haut wehren, war ausgebildet in

zahlreichen Kampftechniken, aber sie rechnete mit keiner Gefahr. Und wenn es dem untoten Rocker tatsächlich gelang, sich ungesehen anzuschleichen, sah es auch für Jane Collins sehr schlecht aus.

Das alles schoß mir innerhalb weniger Sekunden durch den Kopf.

Und ich versuchte es. Trotz der Waffe. Ich kreiselte herum, war so schnell in meinen Bewegungen wie selten, und trotzdem schaffte ich es nicht.

Der Schlag mit der Waffe traf mich am Kopf.

Plötzlich blitzte vor meinen Augen ein ganzes Weltall auf. Ich spürte die rasenden Schmerzen und bekam nicht mehr mit, daß ich hart auf den Boden schlug.

Die Bewußtlosigkeit hatte mich umfangen.

Der Ghoul aber lachte. »Gut gemacht, Harry«, lobte er den Mörder.

Harry steckte die Waffe weg. »Und jetzt?« fragte er.

Grimes hob den Daumen und drehte ihn dann nach unten. »Schaff ihn in den Keller. Bis Mitternacht sollen sie noch schmoren. Dann kannst du mit ihnen machen, was du willst.«

Eine größere Freude hätte man Harry Erskine gar nicht bereiten können. Er machte sich sofort an die Arbeit.

***

Jane Collins langweilte sich.

Dieser Job paßte ihr überhaupt nicht. Ein Haus im Auge behalten, das konnte auch ein kleines Kind, und dazu brauchte man nicht erst ausgebildete Detektivin zu sein.

Gleichzeitig jedoch sah sie ein, daß jemand die Stellung halten mußte. Und deshalb machte sie es sich auch so bequem wie möglich. Da Jane einen Wagenschlüssel besaß, hatte sie den Bentley ein Stück vorgefahren, so daß sie das Haus aus dem Auto heraus beobachten konnte.

Am Fluß wurde der Dunst immer dicker.

Hatte sie vor einer Viertelstunde noch die Umrisse der Schiffe sehen können, so waren diese jetzt verschwunden. Nur das Tuten der Sirenen drang hin und wieder an ihre Ohren. Es hörte sich gespenstisch an, vor allen Dingen deshalb, weil von den Schiffen nichts zu sehen war.

Der Dunst breitete sich aus.

Wie ein Gespenst kroch er über die Uferwiesen, ballte sich zu leichtem Nebel zusammen und bewegte sich immer weiter auf den Straßenrand zu. Zudem kam der Wind noch von der Themse her und drückte den Dunst somit weiter.

Auch das Haus blieb nicht verschont. Schon bald sah es aus wie in Watte eingepackt. Die Umrisse verwischten, und nur das Dach war noch einigermaßen zu erkennen.

Jane Collins überlegte, was sie machen sollte. Wenn sie hier weiter wartete, war von ihrem zu beobachtenden Objekt bald nichts mehr zu erkennen. Aber das war auch nicht der Sinn der Sache.

Die Detektivin drehte den Fall hin und her und entschloß sich, den Bentley zu verlassen. Hier oben im Wagen fühlte sie sich überflüssig, zudem der Sommernebel immer dichter wurde.

Jane stieg aus.

Sie schloß den Wagen sorgfältig ab, zog den Reißverschluß ihrer Wetterjacke hoch bis zum Kragen und steckte ihre Pistole, eine spanische Astra, in die rechte Tasche. Jane trug eine enge Cordhose und hatte halbhohe Boots über die Füße gestreift. Sie konnte darin sehr gut laufen. Wenigstens auf der Straße.

In den Uferwiesen jedoch waren die Absätze ein Hindernis. Hinzu kam der matschige Boden und zahlreiche Pfützen, die Jane nicht immer umlaufen konnte.

Jane Collins hatte doch ein etwas schlechtes Gewissen. Sie handelte praktisch entgegen ihrem Auftrag, und so etwas konnte oft schwerwiegende Folgen haben.

Wiederum sagte sich Jane, daß Suko und John bereits eine Stunde weg waren, und nichts hatte sich getan. Außerdem wuchsen ihre Sorgen. Aus diesen Gründen riskierte sie einen Alleingang.

Daß man sie vom Haus aus längst gesehen hatte, war ihr nicht aufgefallen. Und auch nicht, daß man bereits ihre Verfolgung aufgenommen hatte.

Big Alfie, der Untote, war unterwegs.

Geduckt schlich er über die Uferwiesen. Manchmal ging er sogar auf allen vieren, um möglichst in Deckung des Bodens zu bleiben und nicht gesehen zu werden.

Aber er sah die Frau.

Jane Collins verließ den Wagen.

Für einen Moment verharrte der Zombie auf der Stelle. Hinter seiner Stirn begann es zu arbeiten, wenn man bei ihm überhaupt davon sprechen konnte.

Sein Instinkt war geweckt. Er hatte den Auftrag bekommen, die Frau zu fangen. Ob am Wagen oder vor dem Wagen, das war egal. Witternd wie ein Hund hob der Zombie seinen Kopf. Er stieß ein dumpfes Röcheln aus, seine Hände öffneten und schlossen sich. Er sah die Frau, und irgend etwas erwachte in seinem Innern.

Ein Trieb aus seinem Leben!

Eine Frau war für ihn nur ein Objekt gewesen. Er hatte seine Bräute bekommen, wie er sie haben wollte. Niemals hatte er einer weiblichen Person so etwas wie Gefühle entgegengebracht. Und wenn er sich an sein erstes Leben erinnerte, war es nur mehr als verständlich, daß er auch jetzt nichts anderes in dieser Person sah.

Er tastete nach der Fahrradkette. Sie war noch vorhanden. Und das Messer ebenfalls.

Die Blonde sollte nicht entkommen.

Sie wollte zum Haus. Das war ihr Fehler, denn es würde leicht sein, ihr den Weg abzuschneiden.

Der Zombie lachte glucksend in seiner Vorfreude. Endlich ein Auftrag, der leicht war.

Und Jane Collins war ahnungslos. Sie näherte sich dem Haus auf direktem Weg. Sie machte auch den Fehler, zu wenig auf ihre Umgebung zu achten. Vielleicht war der Boden daran schuld. An manchen Stellen kam er Jane vor wie mit Seife eingeschmiert, so glatt und rutschig.

Auch sie tauchte jetzt in dem vom Fluß heraufziehenden Dunst ein. Jane wurde zu einem Schemen.

Big Alfie kam näher.

Er lief von rechts heran und würde mit der Detektivin nach wenigen Yards aufeinandertreffen.

Die Kette hielt er schlagbereit.

Jeder ging seinen Weg.

Jane war jetzt vorsichtiger geworden. Dieser Nebel war ihr doch nicht ganz geheuer. Die tanzenden Schwaden, die vom Wind heftig bewegt wurden, erinnerten sie an Figuren aus einem Alptraum. Längst waren die Geräusche um sie herum verstummt. Selbst das Glucksen dies Wassers wurde verschluckt.

Plötzlich sah sie den Schatten.

Sofort blieb Jane stehen. Sie erschrak heftig und spürte, wie ihr Herz hoch oben im Hals klopfte.

Zwei Sekunden zögerte sie. Sie wußte nicht, wo der Mann herkam, aber instinktiv merkte sie doch, daß von ihm eine Gefahr ausging. Daß er etwas von ihr wollte.

Noch drei Schritte trennten sie.

Jane Collins zog ihre Waffe. Sie drehte sich etwas und richtete die Mündung der Astra auf den Unheimlichen.

»Bleiben Sie stehen!«

Die Gestalt verharrte tatsächlich.

Jane ließ ihre Blicke an dem Unheimlichen herabschweifen und sah, daß er etwas in der Hand hielt. Was es war, erkannte sie nicht. Aber bestimmt kein Blumenstrauß.

»Wer sind Sie?« fragte die Detektivin, »und was haben Sie hier zu suchen?«

Als Antwort ging der Mann einen Schritt vor.

Jane trat um die gleiche Distanz zurück. »Was ich in der Hand halte, ist eine Pistole«, erklärte sie. »Machen Sie keinen Unsinn, Mann!«

Der Zombie hob die rechte Hand.

Die Kette klirrte.
Dann schlug er damit zu.
Jane hätte schießen können, aber sie brachte es nicht fertig. Der Kette wich sie aus, denn die Entfernung war eine Idee zu groß, als daß die Waffe hätte entscheidend treffen können.
Sie pfiff an Janes Gesicht vorbei.
Aber plötzlich machte der Rocker einen Sprung.
Und da sah Jane ihn dicht vor sich.
Plötzlich überschlug ihr Herz einen Schlag. Sie hatte in der Gestalt einen Rocker erkannt. Und von einem Rocker war auch ich angegriffen worden.
Jane erinnerte sich an meinen Bericht. Ihr fiel ein, daß der Rocker kein Mensch war, sondern ein Untoter.
Da zerschnitt die Kette zum zweitenmal die Luft.
Jane war noch so geschockt, daß es ihr erst im letzten Moment gelang, sich zu ducken. Sie machte jedoch einen zu schnellen Schritt, dachte nicht mehr an den seifigen Boden und rutschte in einem unfreiwilligen Spagat aus.
Der Untote gluckste hohl.
Er zog das Messer.
Die Situation spitzte sich bedrohlich zu und wurde für die Detektivin lebensgefährlich.
Jetzt mußte sie schießen.
Um eine Idee schwenkte sie die Waffe nach rechts. Sie hielt dabei auf den Arm des Zombies.
Dann feuerte sie.
Die Astra peitschte nur. Sie wummerte nicht wie manch schwere Waffe, aber die Kugel traf. Das Geschoß es war eine normale Bleikugel und kein Silberprojektil schleuderte den Arm mit dem Messer zurück. Die Klinge verschwand vor Janes Augen.
Die Detektivin sprang auf. Diese Zeit hatte sie noch, und sie starrte aus geweiteten Augen, auf die Stelle, wo die Kugel dem Zombie ins Fleisch gedrungen war.
Dort schloß sich die Wunde. Als würden unsichtbare Hände in Sekundenschnelle das Fleisch wieder zusammennähen.
Jane atmete schwer. Jetzt besaß sie die hundertprozentige Gewißheit, daß kein Mensch vor ihr stand, der ihr Leben wollte. Sie mußte mit einem Untoten kämpfen.
Konnte sie dagegen gewinnen? Gegen dieses mordende Monster, das mit einer normalen Kugel nicht zu stoppen war?
Jane glaubte nicht daran. Wenn der Untote sie erst einmal zu packen bekam, dann war es um sie geschehen. Diese lebenden Leichen glichen Maschinen. Einmal auf eine bestimmte Sache programmiert, führten sie ihren Auftrag auch durch.

Und nichts hielt sie auf.

Das alles wußte Jane, und deshalb tat sie das einzig Vernünftige in ihrer Situation.

Sie ergriff die Flucht.

Bevor der Zombie sie zu packen bekam, drehte sich die Detektivin und rannte davon.

Sie befand sich in diesem verdammten Nebelgebiet, hatte ihren Orientierungssinn verloren und wußte nicht, wo der Bentley stand. Sie hoffte nur, in die Richtung des Wagens zu laufen. Außerdem mußte es etwas bergauf gehen.

Schon nach wenigen Yards merkte Jane Collins, daß sie falsch lief. Also umdrehen.

Da tauchte der Zombie auf. Er fauchte, war wütend und wollte die Frau.

Jane Collins schlug einen Haken, entwischte so den ausgestreckten, fangbereiten Armen des Untiers und rannte dann die Böschung hoch. Jetzt merkte sie, daß sie den richtigen Weg lief.

Zum Glück war die Detektivin eine ausgezeichnete Sportlerin und besaß die dementsprechende Kondition. Sie hetzte so schnell die sanft ansteigende Uferböschung hoch, daß ihre Füße den Boden kaum zu berühren schienen.

Der untote Rocker verlor an Boden.

Big Alfie fauchte wütend, doch auch dieses Geräusch wurde sofort vom inzwischen noch dichter gewordenen Nebel verschluckt.

Dann rutschte Jane aus. Sie hatte einen zu großen Schritt gemacht, glitt nach hinten und mußte sich mit den Händen abstützen, um nicht zu fallen. Durch diese Aktion verlor sie wertvolle Sekunden.

Der Zombie tauchte auf.

Drohend schälte sich sein Schatten aus dem Nebel.

»Nein!« schrie Jane Collins und jagte weiter.

Je mehr sie sich der Straße näherte, um so lichter wurde der Nebel. Er war längst nicht mehr so dicht wie am Haus oder in unmittelbarer Nähe des Flusses.

Jane erkannte wieder Umrisse.

Die Straße, fahrende Wagen aber den Bentley sah sie nicht. Die Detektivin blieb stehen und schaute sich hastig um. Wohin mußte sie laufen? Nach links, nach rechts?

Sie entschied sich für die erste Richtung.

Nach zwei Schritten atmete sie auf. Wie der Buckel eines Ungeheuers, so schälte sich der Bentley aus dem Dunst.

Endlich!

Jane Collins legte noch mehr Tempo zu. Sie mußte es schaffen, bevor der Zombie sie zu packen bekam, denn auch er hatte sein Tempo beschleunigt, und Jane vernahm seine stampfenden Schritte.

Wie ein Roboter kam er…

In fiebernder Hast fingerte Jane Collins den Autoschlüssel aus ihrer Tasche. Jetzt ärgerte sie sich, daß sie den Wagen abgeschlossen hatte, aber wer konnte vorher wissen, daß sie vor einem Untoten um ihr Leben laufen mußte.

Sie erreichte den Wagen. Er schien vor ihren Augen zu tanzen. Jane stoppte zu hastig und wäre bald noch ausgerutscht. Ihr Atem flog, das Herz hämmerte, die Lungen stachen, aber sie gab nicht auf.

Beim erstenmal klappte es, und der Schlüssel glitt ins Schloß. Eine Umdrehung die Tür war offen.

Jane Collins hechtete hinter das Steuer.

Aber noch mußte sie den Bentley starten.

Das kostete abermals Sekunden.

Und da war der Zombie.

Plötzlich sah Jane ihn neben der rechten Tür. Das Gesicht war eine grauenhafte Fratze, den rechten Arm mit dem Messer hatte er halb erhoben und er stach zu.

Im gleichen Augenblick rammte Jane die Tür ins Schloß.

Der Zombie konnte nicht mehr stoppen, sein Arm wurde eingeklemmt, so daß sich die Hand mit dem Messer im Innern des Fahrzeugs befand.

Die Finger, die den Knauf umschlossen, bewegten sieh, ließen die Waffe aber nicht los.

Es war ein makabres Bild.

Jane Collins verlor die Nerven und schrie wie am Spieß.

***

Jemand schlug mir ins Gesicht.

Verdammt, ich war doch kein ungehorsamer Schüler mehr, den man mit Ohrfeigen zur Räson bringen mußte.

»He, John, wach auf, verdammt. Schlaf hier nicht ein. Während wir die Stellung halten.«

Wer sprach da? Und dazu noch so laut, daß es mir in den Ohren widerhallte.

Abermals schlug jemand gegen meine Wangen. Da war ich es leid und öffnete die Augen.

Suko war der ›Schläger‹.

Als ich ihn anschaute, ließ er die erhobene Hand sinken, grinste breit und meinte: »Du bist auch nicht mehr das, was du früher einmal warst.«

»Wieso?«

»Jeder Hieb legt dich sofort auf die Bretter.«

Ich kam hoch. Etwas zu hastig, und sofort brannte in meinem Schädel ein Feuerwerk ab. »Mist auch«, schimpfte ich und ließ mich

wieder zurücksinken.

Beim zweiten Versuch half mir Suko. Jetzt klappte es besser. Vor allen Dingen kontrollierte ich meine Atemtechnik.

Dann schaute ich mich um.

Suko und ich waren nicht allein, sondern wir hatten noch einen dritten Leidensgenossen. Ich brauchte gar nicht erst zu raten, daß dies Peter McCurtin war.

Und er war verletzt. Er hatte eine böse Schußwunde am Bein, die langsam anfing zu eitern. Peter schaute uns aus fiebernden Augen an, das erkannte ich trotz der miesen Beleuchtung, die von der trüben, unter der Decke hängenden Glühbirne abgegeben wurde.

Sonst gab es in diesem Kellerraum nichts, sah man von einigen Spinnweben ab, die in den Winkeln zwischen Decke und Wänden klebten. Wir fanden auch keine geeignete Waffe. Meine Beretta hatte man mir abgenommen.

Was blieb, war mein Kreuz, aber das half mir nichts gegen Harry Erskine.

Der Verletzte stöhnte hin und wieder auf. Suko hatte sein Hemd zerrissen und Peter McCurtin einen provisorischen Verband angelegt.

»Er hat es nicht verkraftet«, flüsterte mir der Chinese zu.

»Und du?« fragte ich.

Suko zog die Stirn in Falten und gestattete sich ein Grinsen.

»Da bist du ja ganz schön reingefallen«, hieb ich weiter in die Kerbe.

»Das war Pech.«

»Ich würde ein anderes Wort gebrauchen«, erwiderte ich und wechselte dann das Thema. »Weißt du überhaupt, daß ein alter Freund von mir hier die Puppen tanzen läßt?«

»Wer ist es?«

»Grimes!«

»Der Ghoul, von dem du mir erzählt hast?« Sukos Augen wurden groß.

»Genau der. Und er hat dich auch abgefangen. Wie kam das überhaupt?«

Auf Sukos Kopf wuchs zwar auch eine Beule, aber der Chinese war härter im Nehmen als ich. Er berichtete: »Ich fand eine offene Hintertür, schlich in das Haus, der Kerl lauerte im toten Winkel, und dann ging das Licht aus. Erwacht bin ich in diesem Keller hier.« Suko berichtete anschließend, was Peter McCurtin widerfahren war.

Mit diesem Mann konnte ich nur Mitleid haben. Er war urplötzlich in einen Strudel des Grauens hineingezogen worden, weg aus dem Alltagsleben, und nun wollte Harry Erskine ihn töten.

Daß er seinen Vorsatz wahrmachte, daran zweifelte ich keinen Augenblick.

Aber noch hatten wir Zeit.

Mitternacht sollte es geschehen. Hoffentlich hielt sich dieser Erskine an die Zeit.

Ich warf einen Blick auf die Tür. Sie sah sehr stabil aus, für einen allein ein unüberwindliches Hindernis. Suko hatte meinen Blick bemerkt und meinte: »Warum habe ich dich wohl so schnell geweckt. Zu zweit könnten wir es schaffen.«

Ich nickte. Was meinen Schädel überhaupt nicht guttat. Plötzlich hatte ich das Gefühl, wieder einen Schlag bekommen zu haben. Auch auf Sukos Kopf wuchs eine Beule, aber mein Freund hatte einen härteren Schädel. Er verdaute die Schläge besser.

Ich stand auf. Suko stützte mich, sonst wäre ich gefallen. Vom Boden aus beobachtete Peter McCurtin uns. Ich sagte ihm ein paar aufmunternde Worte.

»Keine Angst, Peter, wir schaffen es!«

Seine spröden Lippen bewegten sich. Er wollte etwas sagen, doch nur ein Krächzen entrang sich seiner Kehle.

»Er hat Durst«, sagte Suko. »Das Fieber frißt ihn auf. Die Hundesöhne könnten ruhig ein Glas Wasser bringen.«

Ich stand schon an der Tür und ließ meine Finger über das Holz gleiten. Es war ziemlich dick. »Wenn wir es nicht schaffen, bleibt nur Jane als letzte Hoffnung«, sagte ich.

»Sie wird bestimmt schalten«, erwiderte der Chinese.

»Hoffen wir's.«

Doch es kam alles anders. Plötzlich hörten wir Schritte.

»Zurück!« zischte ich Suko zu. Rechts und links drückten wir uns an die Wand.

Dann wurde die Tür geöffnet. Sie schwang nach innen, hinein in den Raum. Aber keiner der Kerle tat uns den Gefallen und trat über die Schwelle.

Dafür hörten wir Grimes' Stimme. »An die Wand mit euch. Und zwar an die der Tür gegenüber, sonst schieße ich den Gefangenen in Stücke!«

Suko und ich tauschten einen Blick.

Was sollten wir tun?

Wir gehorchten…

***

Suko und ich liefen auf die Wand zu. Sicherheitshalber hoben wir die Hände. Wäre es nur um uns gegangen, wir hätten gekämpft, aber wir konnten beim besten Willen nicht das Leben eines Unschuldigen aufs Spiel setzen. Wenn Peter McCurtin etwas passiert wäre, hätte ich es mir nie verziehen.

Also kamen wir dem Befehl nach.

Kurz bevor wir die feuchte Kellerwand erreichten, drehten wir uns

um. Grimes hatte die Schwelle bereits überschritten und stand mitten im Kellerraum. Er hielt meine Pistole in der Hand. Harry Erskine war mit einem schweren 45er Colt bewaffnet. Die Mündung zeigte auf mich, während Grimes auf Suko zielte.

»Da haben wir ja alle beisammen«, sagte der Ghoul und lachte widerlich.

»Darf ich wenigstens fragen, was Sie mit uns vorhaben?« erkundigte ich mich.

»Ja, töten.«

»Und wann?«

Da lachte der Ghoul, und vor Freude wurde sein Gesicht zu einer breiigen Masse. »Sofort, Sinclair, ich werde dich gleich umlegen, nachdem Harry seine Rache gehabt hat, auf die er fünfundzwanzig Jahre lang warten mußte.«

Ich wollte wenigstens mit Erskine sprechen, doch dann sah ich in seine Augen. Sie strahlten solch eine Kälte aus, daß es mich schauderte. Nein, es hatte keinen Sinn, mit diesem Mann zu reden. Er würde sich von seiner Rache nicht abbringen lassen.

Und das wußte auch Peter McCurtin. Er schaute Harry Erskine flehend an, doch der Irre schüttelte stumm den Kopf.

Keine Gnade also.

Wir mußten uns schon selbst helfen.

»Mach ein Ende!« befahl der Ghoul. »Und dann nehme ich mir Sinclair vor!«

»Halt!« Suko trat einen Schritt vor.

»Bleib stehen!« schrie Grimes.

Ich spannte die Muskeln an.

In den nächsten zwei Sekunden mußte es sich entscheiden.

Doch dann geschah etwas, womit niemand von uns rechnen konnte. Wir sahen die Gestalt zuerst, da wir zur Tür schauen konnten.

Ein heller Schemen erschien plötzlich auf der Schwelle.

Ein Geist…

Susan Erskine!

Und sie hielt ein Messer in der Hand. Eine Waffe mit langer Klinge, wie auch ihr Mann sie vor einem Vierteljahrhundert benutzt hatte. Susan hatte den rechten Arm erhoben und näherte sich lautlos dem Rücken ihres Mannes…

***

Jane Collins wollte schon den Schlüssel umdrehen, doch sie brachte es nicht fertig.

Die Hand im Fahrzeug hatte ihr solch einen Schock versetzt, daß sie unmöglich fahren konnte. Zusätzlich bewegten sich die Finger, und das Messer sauste auf sie zu.

Jane drückte die Tür wieder auf.
Darauf hatte der Untote nur gewartet. Gleichzeitig jedoch drehte Jane den Zündschlüssel, und der Motor sprang sofort an. Kupplung, Gang, Gas der Bentley machte einen Bocksprung. Die Detektivin hatte in ihrer Panik zu überhastet die Kupplung kommen lassen.
Doch der Untote, der sich in den Wagen werfen wollte, fiel gegen die hintere Tür und verfehlte den Einstieg. Jane bekam etwas Galgenfrist. Sie gab Gas.
Die Reifen des Wagens drehten durch. Die hinteren schleuderten Dreck und kleinere Rasenstücke in die Luft, vermischt mit Schlamm und Wasser.
Dann aber packten sie.
Hart riß Jane das Steuer nach rechts. Der Bentley er hatte sowieso am Straßenrand gestanden geriet jetzt auf das abfallende Gelände, über das Jane vorhin gelaufen war. Und der Rocker hing noch dran. Er hatte sich an der offenen Fahrertür festgeklammert und wurde von dem Wagen mitgeschleift.
Normalerweise wäre die Tür ins Schloß gefallen, aber der Rocker hielt mit seinen Kräften dagegen.
Jane gab mehr Gas.
Der Bentley schaukelte über die Unebenheiten des Bodens und tauchte dann ein in die Nebelwand.
Auf einmal konnte Jane nichts mehr sehen, und ihr wurde bewußt, daß sie in ihrer Angst genau das falsche gemacht hatte. Sie hätte nach links und nicht nach rechts fahren müssen. Doch Vorwürfe zu machen, konnte sie sich nicht leisten. Sie mußte zusehen, wie sie das Scheusal von dem Wagen wegbekam.
Wieder riß sie das Steuer herum.
Der Bentley gehorchte, die Reifen packten gut. Aber der Untote hing noch immer am Holm.
Er war einfach nicht wegzukriegen. Jane steigerte die Geschwindigkeit. Es war risikoreich, denn sie wußte nicht, wohin sie in dieser Nebelsuppe fahren würde.
Die Fliehkraft zog den untoten Rocker in der Kurve nach außen. Plötzlich hoben seine Beine vom Boden ab, und er hing fast waagerecht in der Luft.
Aber eisern hielt er sich fest.
Jane wurde bald wahnsinnig.
Was sollte sie noch machen, um diese Bestie loszuwerden?
Bremsen!
Ja. Ihr rechter Fuß nagelte das Pedal fest. Es gab einen ungeheuren Ruck, aber auf dem seifigen Boden wurde der Bentley weitergetrieben. Er drehte sich.
Der Zombie klatschte gegen die Tür und drückte sie auf das Schloß

zu. Sie würde zuschnappen. Da ließ der Untote jedoch los. Er fiel zu Boden, überschlug sich einmal, war aber sofort wieder auf den Beinen.

Jane Collins, die von der plötzlichen Vollbremsung gegen das Lenkrad gedrückt wurde sie hatte außerdem keine Zeit gehabt, sich anzuschnallen reagierte nicht schnell genug. Als sie sich dann zur Seite beugen wollte, um die Tür ins Schloß zu hämmern, war der untote Rocker schon da.

Sein Messer hatte er verloren. Es lag irgendwo auf der Wiese. Aber er besaß noch seine Hände und die Fahrradkette.

Er kroch in den Wagen.

Plötzlich fühlte Jane Collins seine kalten Totenfinger auf ihrem Oberschenkel. Sie schrie auf und verzog vor Ekel ihr Gesicht. Dann schlug sie ihre Handkante auf das Gelenk des Untoten.

Er lachte nur.

Jane rutschte weg vom Steuer auf die linke Seite. Sie kippte etwas nach hinten, die Hand des Zombies rutschte ab, und Jane gelang es, ihr Bein anzuwinkeln. Sofort ließ sie es wieder nach vorn schnellen und traf den Zombie im Gesicht.

Er wurde zurückgeschleudert.

Zwei Sekunden hatte Jane Collins Luft.

Doch der Rocker gab nicht auf.

Wieder kroch er in den Wagen, und Jane Collins fragte sich, wie lange sie diesen mörderischen Streß noch durchhalten konnte.

Plötzlich hörte sie Schüsse.

Sie wirkten wie ein Signal.

Die Detektivin riß den Mund auf und stieß einen gellenden Schrei aus.

***

Ich wollte Harry Erskine eine Warnung zurufen. Er war zwar ein Verbrecher und im Begriff, einen kaltblütigen Mord zu begehen, aber er war auch ein Mensch.

Doch mein Eingreifen war nicht nötig.

Der Geist sprach.

»Hallo Harry!«

Die Stimme klang flüsternd, aber sie war laut genug, um die Ohren des Verrückten zu erreichen.

Erskine erstarrte.

Seine Hand mit dem Revolver blieb mitten in der Luft hängen. Jedenfalls hatte man das Gefühl. Harry duckte sich leicht. Er verengte die Augen, sein Gesicht nahm einen lauernden Ausdruck an, als lausche er der Stimme nach.

Susan lachte leise. »Erkennst du mich denn nicht wieder, Harry?«

»Su?« Röchelnd kam die Frage.

»Ja, ich bin es.«
»Aber du bist…«
»Ich bin der Geist.«
Stille. Alle hielten den Atem an.
Grimes, der Ghoul, hatte sich etwas zurückgezogen. Er stand jetzt in Nähe der Tür, und ich ließ den Kerl nicht aus den Augen.
»Dreh dich ruhig um, Harry«, sagte der Geist. »Du sollst mich anschauen. Du hast mich doch früher auch immer angeschaut. Bitte, jetzt komm.«
Erskine röchelte und schnaufte. Er schüttelte seinen Kopf, drehte sich aber um.
Susan trug ihr Hochzeitskleid, und sie hatte noch immer den Blumenkranz auf dem Kopf.
Wie vor fünfundzwanzig Jahren…
Aber jetzt hielt sie das Messer.
Harry Erskine stöhnte auf. »Was willst du?«
»Dich mitnehmen!«
Plötzlich drehte Erskine durch. »Nein!« brüllte er. »Nein und niemals. Geh weg geh weg, du…« Er schoß. Er jagte Kugel auf Kugel aus dem Lauf, doch die Geschosse schlugen durch den Körper, als wäre er gar nicht vorhanden. Sie pfiffen in den Flur, klatschten dort in die Wände, und das Krachen der Waffe hallte unnatürlich laut in unseren Ohren wider.
Dann griff der Geist der Susan Erskine an.
Die Hand mit dem Messer sauste nach unten. Ich hatte keine Möglichkeit einzugreifen.
Harry Erskine schrie auf. Und im nächsten Moment brach er blutüberströmt zusammen.
Verkrümmt blieb er auf dem Boden liegen, während Su auf ihn niederschaute und Peter McCurtin glaubte, den Verstand zu verlieren.
»Jetzt sind wir wieder vereint«, sagte Susan Erskine. »So wie du es immer haben wolltest!«
Sie lachte, und ihr Gelächter hallte von den kahlen Kellerwänden wider.
Dann löste sie sich auf.
Die weiße Erscheinung wurde noch matter, dann völlig durchsichtig und verweht. Nur noch ihr Lachen schallte durch den Keller, und ich hatte das Gefühl, als würde es über Tausende von Meilen an meine Ohren dringen.
Ein lästerlicher Fluch brachte mich wieder zurück in die Wirklichkeit. Der Ghoul hatte ihn ausgestoßen.
Verdammt, Grimes.
Ich wirbelte herum.
Gerade wollte er auf mich schießen.

Mit einem blitzschnellen Sprung brachte ich mich aus der Schußrichtung, die Kugel fauchte vorbei, dann aber war ich über ihm. Beim erstenmal schon packte ich sein Gelenk, schmetterte es gegen die Türkante, und die Waffe fiel zu Boden.

Hastig hob ich sie auf.

Grimes Tritt traf mich und fegte mich quer durch den Kellerraum. Ich fiel auch gegen Suko, so daß wertvolle Sekunden verlorengingen und Grimes die Flucht ergreifen konnte.

Sofort war ich wieder auf den Beinen.

»Ich hole ihn mir!« schrie ich. »Kümmere du dich um den Verletzten!«

Das war Suko gar nicht recht, aber darauf konnte ich jetzt keine Rücksicht nehmen.

Ich jagte hinter Grimes her.

Er war schon oben, als ich die ersten Stufen nahm. Hastig riß er die Haustür auf, und ich sah sofort, welch ein Wetter inzwischen dort draußen herrschte.

Dicke Nebelschwaden krochen in das Spukhaus.

Schon verschwamm die Gestalt des Ghouls im schmutzigen Grau der Nebelsuppe, aber ich blieb dem Dämon auf den Fersen.

Ich holte sogar auf.

Grimes war längst nicht so schnell wie ich.

Ich setzte einen Warnschuß neben seinen rechten Fuß, wo die Kugel die Erde aufriß.

Noch ein paar Schritte, dann hatte ich ihn.

Da hörte ich den Schrei!

***

Ich wußte sofort, wer ihn ausgestoßen hatte.

Jane Collins!

Und wenn sie schrie, dann nicht ohne Grund. Dann befand sie sich in Lebensgefahr.

Aber da war noch Grimes und der verdammte Nebel.

Wenn ich mich um Jane kümmerte, konnte der Ghoul in der grauweißen Suppe verschwinden.

Doch Jane war mir wichtiger.

Obwohl der Nebel alle Geräusche verzerrte und seltsam hohl klingen ließ, hatte ich dennoch das Gefühl, daß der Schrei links von mir aufgeklungen war.

Ich änderte die Richtung.

Grimes verschwand.

Wenn jetzt Suko bei mir gewesen wäre, hätte er sich den Ghoul schnappen können, doch der Chinese befand sich im Keller. Ich hatte den Fehler gemacht.

Aber plötzlich sah ich Suko. Er stand auf einmal neben mir, hatte es dort unten nicht ausgehalten.

»Wo ist er?«

Ich hob die Schultern. »Weg!« Ich deutete in die ungefähre Richtung, in der Grimes verschwunden war.

Suko verstand und rannte los.

Ich kümmerte mich um Jane.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als loszulaufen. Dabei hoffte ich, irgendwann auf die Detektivin zu stoßen.

Nach wenigen Schritten schon sah ich dunklere Umrisse innerhalb der Nebelsuppe.

Ich lief weiter und erkannte meinen Bentley.

Wie kam er hierher?

Eine Antwort zu suchen, war müßig, denn ich sah die Beine des Untoten aus der offenen Fahrertür ragen, hörte Keuchen und eindeutige Kampfgeräusche.

Ein erstickter Schrei.

Dann war ich am Wagen.

Mit der rechten Hand umfaßte ich den Knöchel des linken Beines. Ein gewaltiger Ruck, und ich zog den Untoten aus dem Wagen. Er versuchte, sich noch am Sitz festzuklammern, doch durch die Wut waren meine Kräfte vervielfältigt worden.

Der Rocker fiel neben dem Wagen zu Boden.

Ich legte auf ihn an, aber sofort trat er mir die Beine weg.

Ich fiel ebenfalls.

Der Zombie warf sich auf mich. Ein harter Kampf entbrannte. Ineinander verkrallt rollten wir über den Boden. Wir hatten wenig Platz, das heißt, es gelang mir nicht, meine Waffe so zu drehen, um ihn tödlich zu treffen.

Seine Hände suchten meine Kehle, doch ich zog den Kopf an und stieß ihn vor.

Dieser Kraftakt verschaffte mir Luft. Es gelang mir, den harten Griff zu sprengen.

Der Zombie fiel zurück.

Ich rollte mich einmal um die eigene Achse, zog die Beretta und drückte ab.

Ein Schuß reichte.

Die Kugel traf dort, wo der Zombie seine schwache Stelle hatte, wo man ihn endgültig ausschalten konnte.

Er zuckte noch einmal und lag dann still. Dicht über seinem rechten Auge befand sich das Einschußloch.

Der untote Rocker war erlöst.

Ich streckte die Waffe weg.

Mein Atem ging schwer, der Hals schmerzte, denn dort hatte mich

der Zombie mit seinen kalten Totenfingern gewürgt.

Aus der gegenüberliegenden Tür stieg jemand aus.

Jane Collins.

»John!« rief sie schüchtern.

»Ich bin hier«, erwiderte ich und ging ihr ein Stück entgegen. Wir trafen uns in Höhe des hinteren Kotflügels.

Jane weinte. Der Schrecken der vergangenen Minuten stand noch deutlich in ihrem Gesicht zu lesen. Sie warf sich in meine Arme, und ich streichelte ihr Haar.

»Es war schrecklich«, sagte sie. »Dieser Rocker hätte mich bald umgebracht. Gut, daß du gekommen bist.«

»Ja.«

»Und wie ist es dir ergangen?«

Ich wollte erzählen, kam aber nicht dazu, da jemand wie ein Geist aus dem Nebel kam.

Es war Suko.

Für wenige Augenblicke hatte ich so etwas wie Hoffnung, doch Suko schüttelte den Kopf.

»Er ist entkommen!«

Ich senkte den Kopf. Diesmal hatte ich verloren, denn ich gab mir die Schuld, daß Grimes verschwunden war. Betreten schauten Jane, Suko und ich zu Boden.

Wie die Sieger sahen wir nicht aus.

Schließlich sagte ich: »Kommt, laßt uns zurückgehen. Peter McCurtin braucht dringend einen Arzt.«

Wir betraten das Spukhaus und gingen in den Keller.

McCurtin war bewußtlos geworden. Aber auf seinem Körper lag ein Blumenkranz.

Susan hatte ihn getragen.

Langsam welkten die Blüten dahin, und das wiederum erinnerte mich daran, wie vergänglich das irdische Leben doch war. Man siegte, man erlitt Niederlagen.

Diesmal hatten wir verloren. Wer weiß, wie es beim nächsten Fall sein würde?

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 67 »Die Teufelssekte«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 58 »Horror-Disco«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 57 »Die Zombies«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 55 »Todeszone London«